Nr. 32 — **Leipzig, den 10. August** — **1890**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Haltegebühr:
Vierteljährlich 2 Mark

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Die Missionsaufgabe im Lichte der Bibel: 4. Grundsätze aus der heiligen Schrift — Die Stellung des evangelischen Christen zur heiligen Schrift: 4. Die Schrift als Lehrnorm für die Gemeinde (Letztes Stück) — Zum Verständnis Zinzendorfs. Ein Wort der Abwehr gegen die Artikel „Zinzendorf und seine Nachwirkung in der Gegenwart“: 2. Konstruktion oder Geschichte? — Heinrich Thiersch: 2. Religiöse Ueberzeugung — Volksschule und Kirche. Auch eine soziale Frage: 2. Die berechtigten Ziele und Ansprüche der Diesterwegschen Schule (Erste Hälfte) — Die drei für das Liebeswerk des Gustav-Adolf-Vereins vorgeschlagenen Gemeinden: 3. Ranischau in Galizien — Verschiedenes: Warnecks offner Brief an Wißmann; Rückgang des Katholizismus in England — Anzeigen

Die Missionsaufgabe im Lichte der Bibel

4. Grundsätze aus der heiligen Schrift

Die rechte Mission wird von allem zu lernen haben, was von Wahrheit in den unvollkommenen Formen liegt, die wir gezeichnet haben. Aber ihr Ziel, ihre Aufgabe und ihre Wege wird sie aus der evangelischen Erkenntnis des Heils allein entnehmen.

Aus dem Alten Testament hat sie zu lernen, daß der große und entscheidende Missionssieg nur dadurch gewonnen wird, daß die Herrlichkeit Christi aus der Christenheit in die Welt hinaus leuchtet und in den Herzen der Völker die Ueberzeugung weckt, daß bei Christus in Wahrheit Freiheit, Gerechtigkeit und Seligkeit zu finden sind. Wichtiger als alle Missionsarbeit ist es, daß in der Christenheit heilige Sitte und echte Menschlichkeit offenbar werden. Schädlicher als alle Mißgriffe der Mission ist der Eindruck von Fäulnis und Sündenschmutz, den die Heiden so oft von denen empfangen, die sich Christen nennen. In diesem Sinne ist die Missionspflicht zuerst eine Aufgabe der Christenheit an sich selbst, die zur Buße, zum Gebet und zur Heiligung ruft.

Von der methodistischen Mission sollen wir lernen, daß nur der richtig Mission treibt, den die Liebe Christi beseelt und der das Heil menschlicher Seelen als das letzte Ziel der Liebe Gottes versteht. Die erbarmende Erlöserliebe ist die Kraft der Mission, und nur in den Herzen will Christus sein Reich gewinnen. Aber er will nicht, daß wir ihn aufdrängen, sondern daß wir von ihm Zeugnis ablegen, nicht daß wir zu ihm überreden oder überlisten, sondern daß wir die Seligkeit seines Reiches verkünden. Der in den Herzen wirkt, ist Gott, und wir beten zu ihm: Dein Reich komme! Wo solche Demut ist, da bleibt die Missionsarbeit keusch.

Von der katholischen Mission sollen wir lernen, daß Missionsarbeit Reichsarbeit ist und daß nicht das Suchen der Einzelnen — wo es nicht der notwendige Anfang für Größeres ist —, sondern das Ausbreiten des Reiches und das Stiften der Gemeinschaft das wahre Ziel der Mission sein muß. Darum gilt es, feste Punkte im Feindesland zu gewinnen, geistig zu kolonisiren, erziehend vorzugehn, wie einst die Apostel, vor allen Paulus, wenn sie in den Hauptstädten der gebildeten Welt Brennpunkte christlichen Sinnes entzündeten. Missionspolitik ist Reichspolitik. Der zum König der Menschen durch die Auferstehung gekrönte fleischgewordne Gottessohn soll dem Fürsten der Welt seine Menschheit abgewinnen und in seiner Herrlichkeit offenbar werden. Aber Missionspolitik ist nicht Kirchenpolitik. Denn die Herzen sollen erobert werden durch Glauben und Buße. Siege der äußern Kirche, in denen das unsichtbare Reich der Wahrheit und Liebe nicht zugleich siegt, sind nur Scheinsiege. Wer mit den Waffen der Welt für Gott streiten will, mit List und Gewalt, mit Unrecht und weltlicher Schlauheit, den erkennt Gott nicht an. Denn er bedarf es nicht, daß wir Uebles thun, damit Gutes daraus komme. Wer seinem Sohne in der Taufe ein neues Glied seines Reiches zuführen will, der muß überzeugt sein, daß es in wahrem Glauben ein Bürger der ewigen Welt geworden ist, und daß es entschlossen ist, dem Herrn ganz zu dienen und nicht sein Herz zu teilen zwischen dem neuen Geiste und den alten Unsitten. Und alles, was sich dem Geiste Gottes nicht willig als Offenbarungsmittel zueignen kann, alle Pracht, Ordnung und Klugheit, die Selbstzweck sein wollen, sind im Missionswerke vom Uebel.

Evangelische Mission treiben heißt Zeugnis ablegen. Durch Jesu Tod und Auferstehung ist das Reich der Himmel eine unsichtbare, aber eine wahrhafte Wirklichkeit auf Erden geworden: das Reich der Wahrheit und Liebe, dessen Lebenskraft Christus selber in seinem Geiste ist. Es soll die ganze Menschheit umfassen; denn Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. Für dieses Reich soll die Mission die Welt erobern. Nicht eher kann und soll der Lauf irdischer Geschichte zu Ende gehn, bis es auf Erden nichts mehr giebt, als Christentum und Anti-Christentum — das heißt Heidentum, das sich bewußt gegen die Offenbarung des lebendigen Gottes abschließt und nichts kennen will als die Welt (Materialismus, Atheismus). So bereitet die Mission Gericht und Vollendung der Welt vor, und ihre Fortdauer beweist, daß die Zeit der Langmut noch nicht zu Ende ist.

Deshalb hat die Mission im eigentlichsten Sinne nur ein Mittel: das Wort des Evangeliums — und nur eine Aufgabe: dieses Evangelium kund zu machen, wo man es nicht kennt, „denn wie sollen sie glauben, ohne zu hören?“ Wie der Zug des Vaters zum Sohne ursprünglich durch die Selbstoffenbarung Christi gewirkt ist — und wie die Jünger in ihrer Verkündigung diese Offenbarung fortgesetzt haben, nachdem im Kreuzestode Jesu die Kräfte des Samenkornes entbunden waren —, so hat die Christenheit das Zeugnis von Christus in die Welt hinauszutragen durch Predigt des Worts und Predigt der Liebe: „daß sie eure guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen!“ Alles andre darf diesem Zeugnis nur dienen nach den mannigfachen Verhältnissen und Aufgaben im einzelnen —, darf es nur vorbereiten wollen, ihm feste Stützpunkte bieten, ihm Werkzeuge ausbilden, ihm Stätten bereiten, von wo aus es weithin gehört werde.

In diesem Sinne gilt die Mission nur denen, die nicht von Christo wissen. Die große und heilige Aufgabe der „innern Mission,“ d. h. der Heilsarbeit auf äußerlich christlichem Boden,

darf in keiner Weise mit der Mission im eigentlichen Sinne verwechselt werden. Und in diesem engern Sinne müssen wir auch behaupten, daß die in christlichen Ländern lebenden Juden kein Gegenstand der Mission sind. Sie kennen das Evangelium, und es ist die Aufgabe der christlichen Sitte und Gesellschaft — nicht der Missionsthätigkeit —, sie diesem Evangelium geneigt zu machen. So erwartet auch der Apostel Paulus die Bekehrung seines Volkes, die ihm fest und gewiß ist, nicht von der Missionspredigt, sondern von dem Eindrucke der Herrlichkeit und Seligkeit der Heiden, die für Christus gewonnen sind.

Wenn das Evangelium in einem Volksleben Wurzel geschlagen hat und anerkannt ist, dann hat die Mission ihr Ziel erreicht, und die kirchliche Arbeit beginnt. Denn wer für Christus gewonnen ist, der ist für religiöses Gemeinschaftsleben gewonnen. Nicht als ob ihm — dem neugebornen Sohne der Christenheit — mit dem reinen Erbe des Evangeliums auch das Unheilserbe eines Jahrtausends voll Streit und Sünde aufgezwängt werden müßte, — nicht als ob er unter ein Amt gebeugt werden sollte, das herrschen will statt zu dienen, — nicht als ob eine starre Gesetzeseinheit der Form die neuerstehenden Gemeinden umfassen müßte. Ein Reich Gottes, aber nicht eine Kirchenordnung, — ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Evangelium, aber nicht ein Papst, ein Dogma, ein Kultus und eine Theologie. Ein lebendiger Leib des Herrn, von seinem Geiste durchwaltet, welcher heranreift zu dem Mannesalter JesuChristi.

Das ist das Ziel, — das die Aufgabe. An ihr mitzuwirken hat ein jeder, der von der Gnade Christi weiß. Mitzuwirken in gläubiger Hoffnung, nicht auf Scheinsiege und weltliche Großthaten, aber darauf, daß, der in uns ist, sich größer erweise, als der in der Welt. Mitzuwirken in Demut, die nie vergißt, daß der Sieg Gottes und nicht der Menschen ist. Mitzuarbeiten in Gebet, in Handreichung und, wo Gott die Gabe geschenkt hat, in persönlicher Lebensarbeit, mit der frohen Zuversicht, daß Gott seine Thaten durch uns thun will, und daß er seine Christenheit würdigt, mitzuwirken, daß Gott werde alles in allem.

H Sch

Die Stellung des evangelischen Christen zur heiligen Schrift

4. Die Schrift als Lehrnorm für die Gemeinde

(Ausschließliche Lehrnorm. Zureichende Lehrnorm. Nur als Ganzes Lehrnorm. Nur richtig verstanden Lehrnorm: Notwendigkeit der geschichtlichen und religiösen Kritik. Leistung dieser Lehrnorm. Verhältnis zwischen der Lehrnorm für die Gemeinde und dem Heilswort für den Einzelnen)

Letztes Stück

Der Ertrag einer so gehandhabten Auslegung der Bibel für die Gemeinde Christi ist viel größer, als es auf den ersten Augenblick scheinen möchte. Daß das Schriftganze Lehrnorm ist, hat nicht nur den Sinn, daß über die einzelnen Fragen aus dem Gebiete religiöser Erkenntnis aus der Schrift eine genügende Antwort gefunden werden kann; sondern es kommen vor allem zwei Punkte dabei in Betracht, die gewöhnlich zu sehr außer Rechnung gestellt werden.

Der erste ist, daß die Auslegung der Bibel die richtige Fragestellung ermöglicht, und diese ist bekanntlich bei aller Erkenntnisarbeit nicht nur das erste, sondern auch das schwierigste Stück. Die Beschäftigung mit der Schrift zieht die Gemeinde Christi mehr und mehr hinein in die rechte Art der Beurteilung religiöser Fragen. Die Grundfrage zwischen Rom und der evangelischen Kirche, ob Christus wesentlich ein neuer Moses ist, sein Reich nach der Analogie weltlicher Reiche gedacht werden darf und also auch dessen Ordnungen die Art weltlicher Rechte und Gesetze an sich haben, — sie ist viel weniger zu beantworten durch Berufung auf einzelne Bibelstellen als durch ein Einleben in das Schriftganze. Ebenso ist die oben im Vorbeigehen gestreifte Frage nach dem Rechte des biblischen Realismus, die Beurteilung des Wesens der biblischen Weissagung, im wesentlichen davon abhängig, daß man das Urteil über das Einzelne nach den Grundsätzen jener religiösen Kritik bildet, von der wir geredet haben. Dadurch wird man auf diesem Punkte z. B. das Resultat erhalten, daß die neutestamentliche Weissagung beurteilt werden muß nach der Art, in der Christus sich als Erfüllung der alttestamentlichen angesehen hat, obschon zwischen deren Buchstaben und ihrer Erscheinung vielfach ein großer Abstand war. Vor allem wird auf diese Weise der religiöse Wert einer Frage von vornherein festgestellt, z. B. gerade auf dem eschatologischen Gebiete, indem man die Aussagen Christi in den Mittelpunkt stellt, das Glaubensinteresse und das der religiösen Neugier scharf von einander scheidet, und in den biblischen Aussagen den ewigen Gehalt von der zeitgeschichtlich bedingten Form der Zukunftsaussagen trennt. Daß man so lernen kann, religiöse Fragen richtig zu stellen und richtig zu schätzen und in den biblischen Aussagen je nach ihrem engern oder fernern Zusammenhang mit dem Zentrum des Glaubens die ihnen zukommende Wertstellung bemißt, anderseits aber jede auf ihren Glaubensgehalt zurückführt, das ist etwas, was man nur an der Hand der Schrift selbst lernen kann. Nur auf diese Weise kann jenem scheinbar so frommen und innerlich so durch und durch von dem Glaubensstandpunkt verlassenen Schriftgebrauch ein Ende gemacht werden, dem jedes einzelne Wort der Schrift als einzelnes ein Orakel ist und der dann dazu gelangt, über das Verhältnis eines Menschen zur Schrift zu urteilen nicht darnach, wie er sich zu Joh. 3, 16, sondern wie er sich zu der Geschichte von Bileams Eselin verhält.

Dazu kommt aber ein Zweites. Die methodische Beschäftigung mit dem Schriftganzen eröffnet einen Reichtum von Gesichtspunkten, gegen den der frühere Schriftgebrauch, dem es nur auf Gewinnung von dogmatischen Beweisstellen ankam, geradezu als Armut erscheinen muß. Gerade die individuelle und nationale Beschränktheit der biblischen Aussagen ist überaus lehrreich. Denn die Einsicht, warum einer gewissen Person und einer gewissen Zeit eine Seite des religiösen Lebens noch nicht aufgehen konnte, warum sie hier auf eine gewisse Einseitigkeit und dort sogar auf ein ganz falsches Urteil geraten mußte, läßt auf die Wahrheit selbst, ihren ganzen Inhalt, die etwa zu vermeidenden Gefahren und Abwege desto helleres Licht fallen. Es ist richtig, was ja wohl heutzutage zu allgemeiner Anerkennung gelangt ist, daß die einzelnen neutestamentlichen Schriftsteller je nach ihrer Eigenart verschiedne Seiten des Christentums in den Vordergrund stellen und diese Mannigfaltigkeit daher eine Bereicherung der christlichen Erkenntnis enthält. Aber man muß noch weiter gehen: nicht bloß die verschiednen gleich richtigen Gesichtspunkte, die von den einzelnen Schriftstellern geltend gemacht werden, sind solche Bereicherung, sondern auch die Einseitigkeiten, Unvollkommenheiten, Irrtümer und Fehler der heiligen Schrift sind es, und der Schreiber dieses wußte wohl, was er that, und meinte es im vollen Ernst, als er vor einer Reihe von Jahren die paradoxe These aufstellte, die Irrtümer der Bibel seien nicht weniger lehrreich als ihre Wahrheiten. Ein Schaden kann durch alle diese Irrtümer und Unvollkommenheiten nicht angerichtet werden, sobald die richtige Auslegungsmethode angewendet wird; denn sie werden ja alle an dem Richtscheit der in Christi Person gegebenen vollkommnen Wahrheit gemessen und eben dadurch als Irrtümer und Unvollkommenheiten erkannt. Gerade diese Eigenart der Bibel, ein Bilderbuch zu sein, in dem die allerverschiedensten religiösen und sittlichen Verhältnisse, Standpunkte und Persönlichkeiten uns entgegentreten und doch alle wieder so, daß sie durch das Ganze der Schrift ihre richtige Beleuchtung und Schätzung empfangen, bedingt ihre Vollkommenheit als Lehrnorm für die Gemeinde, denn so giebt sie nicht nur große Prinzipien, deren Anwendung sie dann der Gemeinde überließe, auch nicht bloß ein Bild der geschichtlichen Gestalt Christi, an der sich dann seine Gemeinde, so gut sie könnte, orientiren müßte, sondern sie leitet selbst zur Gewinnung einer ganzen christlichen Weltanschauung und eines richtigen Urteils über alle Lebensverhältnisse an, indem sie diese große Mannigfaltigkeit in sich schließt.

Gerade die eben angestellte Erörterung ermöglicht den Einblick in die Wahrheit des von uns an die Spitze gestellten Satzes, unter der Form eines scheinbaren Minus biete eine wahrhaft evangelische Betrachtung der Schrift ein großes innerliches Plus dar. Das scheinbare Minus liegt am Tage. Der Satz, daß in der Schrift vieles religiös Unvollkommene steht, wird gar manchem zunächst blasphemisch erscheinen. Aber wie viel mehr wird uns die Schrift durch die dargestellte Auffassung und Methode ihrer Deutung, als sie unsern Vätern war! Nicht weniger als ihnen ist uns jeder Bestandteil der Schrift Mittel religiöser Erkenntnis, wenn diese Erkenntnis auch vielfach in andrer Weise gewonnen werden muß, als sie dachten. Schon damit wäre unser Standpunkt gerechtfertigt, wenn wir nur sagen dürften, wir haben dasselbe, was sie haben. Aber wir haben auch noch mehr: sie hatten in der Schrift nur eine Summe von dogmatischen Sätzen; wir haben in ihr das Mittel, um weit über das Gebiet der Dogmatik hinaus alle Fragen des religiösen Lebens richtig zu beantworten. Wir nehmen es in dieser Hinsicht auf selbst mit dem exzentrischen Schriftgebrauch der Brüdergemeine, welche die Einzelheiten ihres Lebens mit Anwendung des Loses sich aus der Bibel beleuchten läßt. Wir brauchen nicht den Zufall oder, wenn man will, die besondre Gottesoffenbarung des Loses; wir haben ganz dasselbe, was sie erstrebt, in viel vollkommnerer Weise an der mit den Mitteln der geschichtlichen und religiösen Kritik ausgelegten Schrift.

So hoffen wir den Inhalt des Satzes klargestellt zu haben, das richtig ausgelegte Schriftganze sei die Lehrnorm für die Gemeinde Christi. Damit ist gesagt, daß alle Erkenntnis auf dem religiösen Gebiet, und zwar sowohl die Erkenntnis über den unmittelbaren Inhalt des christlichen Glaubens als auch die praktische Erkenntnis über die richtige Beurteilung des religiösen Handelns, an der Schrift ihre Richtschnur hat. Sie bietet die nötigen Vorbedingungen dar, um zu solcher christlichen Erkenntnis zu gelangen.

Aber der Gebrauch der heiligen Schrift als Lehrnorm bedarf noch eine nähere Bestimmung. Wir gingen davon aus, die Gemeinde Christi habe bisher die ausnahmslose Erfahrung gemacht, daß das Schriftganze ihr diejenige Erkenntnis gebe, die sie jedesmal zur Lösung ihrer Aufgabe brauche. Es ist wichtig, diese letztere Bestimmung fest im Auge zu behalten; denn gerade sie ist es, die, auf den ersten Blick eine Schranke bildend, den Satz von der heiligen Schrift als Lehrnorm zu einem wirklich religiösen macht, und gerade sie ist es ferner, die den Thatsachen Rechnung trägt. Beweisen wir das genauer. Die römische Kirche faßt das Wort Jesu, der heilige Geist werde seine Jünger in alle Wahrheit leiten, dahin auf, daß damit in jedem Augenblick auf jedem beliebigen Punkte der Kirche eine vollkommene und irrtumsfreie Erkenntnis der Wahrheit gewährleistet sei. Das widerspricht den Thatsachen. Die Wahrheitserkenntnis der Kirche ist eine allmählich werdende, durch mannigfache Irrtümer und Umwege hindurchgehende. Auch die Schriftauslegung als das Mittel zur Erkenntnis der Wahrheit ist eine werdende. Es war verhängnisvoll, daß man früher das vielfach verkannt hat und sich so anstellte, als wenn wir dem inspirirten Papst eine inspirirte Schriftauslegung entgegensetzen könnten.

Wie im Irdischen der Glaube sich darin erweist, daß man nicht alles Mögliche, was man haben möchte, von Gott erwartet, sondern der Zuversicht lebt, daß Gott das geben werde, was man braucht: so rechtfertigt sich auch auf unserm Gebiete das Verhältnis der Kirche zur Schrift dadurch als ein religiöses, daß es sich unter den Satz stellt, daß Gott uns stets gebe, was wir brauchen. Die Gemeinde Christi hält auf Grund ihrer Erfahrung daran fest, daß kein Bedürfnis für sie eintreten könne, das nicht durch die rechte Benutzung der heiligen Schrift gedeckt werden könne. Aber eben darum muß sie die Selbstbescheidung üben, nicht auf alle Fragen, die der religiösen Neugier des Einzelnen in den Sinn kommen, aus der Schrift Antworten erhalten zu wollen, muß die Selbstbescheidung üben, daß ihre religiöse Erkenntnis, auch die wissenschaftlich vermittelte, eine vielfach unvollkommene und werdende ist. Gott hat seine Gemeinde dadurch geehrt, daß er ihr als Weg zur Wahrheitserkenntnis nicht sibyllinische Orakel geschenkt hat, deren Buchstaben man blindlings folgt, sondern daß sie sich in freier Arbeit an der heiligen Schrift der Wahrheit bemächtigen soll. Unser Glaube aber geht nun dahin, daß er auf diesem Wege uns unser täglich Brot in geistlicher Beziehung giebt. Und mehr brauchen wir nicht. Wie der Einzelne immer mehr von dem Schriftinhalt als einer an ihm wirkenden Kraft Gottes erfährt, so auch die Gemeinde immer mehr von ihm als einer Quelle der Erkenntnis. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß der Charakter der heiligen Schrift als Lehrnorm zunächst von der Gemeinde im ganzen als negative Schranke geltend gemacht wird: sie erklärt für unberechtigt, was im Widerspruch mit der recht ausgelegten heiligen Schrift steht. Nach der positiven Seite arbeitet sie fortwährend daran, der in der Schrift niedergelegten Erkenntnisschätze mächtig zu werden, aber in dem Bewußtsein, noch lange nicht am Ziele dieser Arbeit zu sein.

Es erübrigt noch ein Blick auf das Verhältnis der beiden Seiten, die wir nach einander betrachtet haben. Sie bedingen sich gegenseitig. Die Erfahrung, die jeder Einzelne von der Schrift als Heilswort macht, ist die Basis, auf der allein der Satz von der Schrift als Lehrnorm zu einer allgemeinen Anerkennung seitens der ganzen Gemeinde kommen kann. Denn ohne die Erfahrung von der unbedingten Wahrheit des in der Schrift niedergelegten Evangeliums würde ja alles in unsrer letzten Erörterung Gesagte in der Luft schweben. Die religiöse und die historische Wahrheit fallen auf einem Punkte, nämlich in dem Glauben an die Person Jesu als die wirkliche Offenbarung des Vaters und als den wirklichen Erlöser zusammen. Anderseits wird auch der Einzelne in seinem Verhältnis zur Schrift gefördert und gestützt durch das, was die Gesamtgemeinde an Lehre aus dem Schriftganzen gewonnen hat, und die Wirksamkeit des Schriftwortes an ihm wird dadurch erleichtert. Der Einzelne kann das Schriftwort entbehren, und viele Millionen von Christen haben es ganz oder fast ganz entbehren müssen. Das Wort Gottes kann auch in andrer Form an mich herantreten. Dagegen die Gesamtgemeinde kann die Schrift nicht entbehren, denn ohne den Rückgang auf sie würde keine Gewähr für die Reinheit und Vollständigkeit der Predigt des Evangeliums vorhanden sein.

Dabei aber findet das merkwürdige Verhältnis statt, daß die Gesamtgemeinde bei ihrer Arbeit an der Schrift sich ihrer Irrtumsfähigkeit und der Möglichkeit, das einzelne Schriftwort unrichtig zu verstehen, bewußt bleibt, dagegen der Einzelne, wo ihm ein Schriftwort zum Gotteswort wird, mit der unbedingtesten Sicherheit dieser seiner göttlichen Art und Kraft gewiß ist. Damit hängt es zusammen, daß die Fortschritte, welche die Gesamtgemeinde in der Erkenntnis der Schrift macht, gewöhnlich ihren Ausgang nehmen von religiösen Erlebnissen, in denen ein bestimmtes Schriftwort einem Einzelnen zum Gotteswort geworden ist. Das Beispiel der Reformation genügt, um diesen Satz zu verdeutlichen.

Auf unserm Wege haben wir nirgends nötig gehabt, die Frage aufzuwerfen, wie diese Sammlung von Schriften im ganzen oder im einzelnen entstanden sei, wie ihre Verfasser zu der Fähigkeit gekommen seien, das der Kirche leisten zu können, was sie ihr geleistet haben, in welcher Weise der Geist Gottes sie dabei unterstützt habe. Wir haben uns immer innerhalb der Frage gehalten: Was hat diese Sammlung von Schriften thatsächlich gewirkt und wirkt sie noch? Was hat die christliche Gemeinde an ihr gehabt und hat sie noch? Das alles führen wir kraft unsers christlichen Glaubens an die göttliche Vorsehung auf Gott zurück. Wie es ein Glaubenssatz ist, wenn ich die ganze Gestaltung meines irdischen Lebens als göttliche Gabe an mich auffasse, indem ich so das Sichtbare hineinziehe in die Welt des Unsichtbaren, so ist es auch ein Glaubenssatz, wenn die Gemeinde Christi aussagt: Gott hat so über der Entstehung jener Schriften gewaltet, daß sie seiner Gemeinde jederzeit geben können, was sie an göttlicher Erkenntnis und Kraft zu ihrer Selbsterbauung, das heißt aber zum Aufbau des Reiches Gottes bedarf.

E H

Zum Verständnis Zinzendorfs

Ein Wort der Abwehr gegen die Artikel „Zinzendorf und seine Nachwirkung in der Gegenwart"

2. Konstruktion oder Geschichte?

Der feste Glaube an Christus ist Zinzendorf eigen von Jugend auf. Das ist der deutlich erkennbare Strom, der sein inneres Leben durchzieht auch in den Zeiten, da er dem Hallischen Pietismus angehört. Eine von der Aufklärung herrührende Unterströmung (s. Nr. 14, Sp. 321) ist nicht nachweisbar, auch nicht denkbar. Denn der weltselige Glaube der Aufklärung und die weltverneinende Stimmung des Pietismus können nicht zu gleicher Zeit da sein. Wohl kann aber aus der letztern bei einem Manne, der mit dem Heiland sich verbunden weiß, der frohe und siegesgewisse Glaube des evangelischen Christen erwachsen. Ueberdies ist die aufklärerische Geringschätzung vergangner Größen Zinzendorf nie eigen gewesen, sonst hätte er sich mit seinem Lebenswerk nicht im Zusammenhang mit Spener und Francke, mit Herzog Ernst dem Frommen und Luther, mit Bernhard von Clairvaux und dem altkirchlichen Christentum gewußt, in dessen hymnologischen Schätzen er ein für den Gottesdienst seiner Kirche brauchbares Erbe erkannte. „Die Kinder Gottes sind Antiquarii, keine Novaturientes", sagt er einmal.

Ueber die Notwendigkeit des Zusammenhanges von Seligkeit und Versöhnung ist er sich schon in seiner frühen Jugend klar gewesen, als er begann, Christum als den „Heiland" zu verehren, und wenn er erst als Mann von zweiunddreißig Jahren zur abschließenden Erkenntnis dieses Zusammenhanges gelangte (s. Nr. 14, Sp. 321), so ist das nichts Ungewöhnliches und schließt nicht aus, daß ihm die Versöhnung schon vorher nicht nur ein wertvolles Gut, sondern das wertvolle Gut war.

Eine Vernachlässigung der nur langsam zu lösenden Aufgabe des sittlichen Lebens (s. Nr. 14, Sp. 323) ist bei einem Manne schwer denkbar, der sich und andern die Aufgabe der fortschreitenden Aneignung des verdienstlichen Lebens Christi gestellt hat. Im Gegensatz zur pietistischen Bußkampfstheorie hat Zinzendorf behauptet, daß der Anschluß an Christus und die Ergreifung der Seligkeit leicht und rasch vollzogen werden könne; dann ist Seligkeit wirklich da. Das hat ihn aber nicht verhindert (s. Nr. 14, Sp. 323), der Forderung Luthers, daß das ganze Leben des Gläubigen auf Erden eine stete Buße sein müsse, gerecht zu werden. Diesen Gedanken hat er vielmehr unter dem Titel der „armen Sünderschaft" reichlich vertreten.

Daß ihm Luther als der Retter in der Not erschienen sei (s. Nr. 15, Sp. 340), ist aus seinem Lebensgang nicht ersichtlich. Sein Verhältnis aber zum Reformator als dasjenige einer „eigentlichen und vollkommnen Abhängigkeit" aufzufassen, ist abgesehen davon, daß es bei religiös lebendigen Menschen ein so hohes Maß von Unselbständigkeit einem andern Menschen gegenüber nicht geben kann, schon deshalb unzulässig, weil ein Genie, wie Zinzendorf es war, immer in den sein tiefstes Geistesleben konstituirenden Momenten vollkommen frei und original ist. Eben darum war es ihm möglich, in Luther Gesichtspunkte und Wahrheiten zu entdecken (s. Nr. 15, Sp. 340), die dem damaligen Luthertum vollkommen verschlossen waren. Daß er das als deutscher Edelmann vollbracht hat, ist ihm um so höher anzurechnen, wenn man erfährt, daß im Kreise seiner lutherischen Standesgenossen von dem „bon Dr. Luther" die Rede war, dessen Ansichten „peu philosophes" gewesen wären! Indem man an einem Objekt Entdeckungen macht, bethätigt man dadurch, daß man ihm frei und selbständig gegenüber steht.

Ist Zinzendorf endlich der Mann, der in sich sowohl den weltseligen Glauben der Aufklärung als den weltverneinenden des Pietismus mit dem weltbeherrschenden Glauben Luthers verband, dabei aber einer mönchischen Frömmigkeit in allen entscheidenden Punkten seines Lebens folgte, obwohl er sich mit dem Besten, was er besaß, in vollständiger Abhängigkeit von Luther befand, so ist er überhaupt kein Mensch mehr, sondern eine religiöse Karikatur. Die Methode also, ihn als Katholiken hinzustellen, verläuft sich in ein unbrauchbares Resultat.

Ueber den Wert einer Methode wird man sich am besten dann Klarheit verschaffen, wenn man sie sich allgemein angewandt denkt, was ja auch der Forderung der historischen Gerechtigkeit allein entspricht. Bezieht man dieselbe nun einmal auf alle Erscheinungen der evangelischen Kirche des vorigen Jahrhunderts, wo ist da nicht Katholizismus? Das Kirchenlied mit seiner vielfach „anschauenden" Frömmigkeit, der Kultus mit seinem Beichtstuhl, seinem Sakraments- und Amtsbegriff, mit seinem Priestergewand, die orthodoxe Theologie mit ihrer Erneuerung scholastischer und mystischer Gesichtspunkte schon durch Melanchthon, mit ihrer Lutherschwärmerei, alles ist von katholischen Elementen durchdrungen. Wo ist denn überhaupt der überaus wertvolle Gedanke, daß das bürgerliche Leben der rechte Gottesdienst sei, lebendig gewesen? Der gesamte Pietismus fällt diesem katholischen Angriff zum Opfer, und was wird aus den Männern, die durch das Christentum Zinzendorfs und der Brüdergemeine beeinflußt in diesem Jahrhundert Großes gewirkt haben, an der Spitze Schleiermacher? Auch die Erneuerung des kirchlichen Lebens am Anfang dieses Jahrhunderts ist schließlich dann katholisches Werk. Wollte man gar denselben Maßstab an die Person Luthers legen in der Weise, wie es hier bei Zinzendorf geschehen ist, was bliebe von dem großen Manne übrig? Ein Polemiker im mittelalterlichen Mönchsstil, ein Dogmatiker, der die Gesichtspunkte der Scholastik und Mystik behauptet, ein weltmüder Mann, der für dieses Leben keinen Sinn mehr hat und in apokalyptischen Hoffnungen Trost findet; mit dem aber, was er Neues gebracht, befindet er sich in vollkommner Abhängigkeit von Paulus. Wollte Gott, daß nie ein evangelischer Christ auch diesen großen Mann in ähnlicher Weise behandelte! Wenn man von Melanchthon weiß, daß er sich die heftigsten Vorwürfe darüber machte, daß er die Ehe seiner Tochter nicht gehindert habe, weil das Horoskop des Gatten ein Unglück weissagendes war; wenn man an die emsige Teilnahme lutherischer Theologen an Hexenverbrennungen denkt, könnte man sogar auf den Gedanken kommen, heidnische Religiosität erneuert zu sehen, durch die das böse Gift des Aberglaubens in das evangelische Volk hineingebracht worden ist. Das ist freilich ein ungleich schlimmerer Gegner der christlichen Wahrheit, als ein evangelischer Orden, der sich und seine Gemeinen von solchen Dingen rein weiß.

Doch es bietet sich ein versöhnender Gedanke dar. Alles Neue, wenn es wirksam werden will, tritt immer in der Form des Alten auf. Luther ist als Mönch der Reformator geworden, und seine tüchtigsten Mitarbeiter waren Mönche. Die Geschichte kennt keinen radikalen Bruch, und wo doch ein solcher vollzogen wird, stellt sie sich sofort in ihrer Kontinuität wieder her. Luther hat das deutsche Volk aus dem katholischen Mittelalter herausgehoben, aber es war naturgemäß, daß dasselbe nicht mit einem Schlage alle Momente des mittelalterlichen Katholizismus überwinden konnte. Sie wirkten allenthalben nach.

Legt man auf diese nachwirkenden Momente den Hauptnachdruck und versteht von da aus die ganze Erscheinung, sie mehr oder weniger ummodelnd, so reißt man die Geschlossenheit der evangelischen Geschichte auseinander und bevölkert die Hallen der Kirche mit einer Schar von Halbkatholiken, die nicht wissen, was sie wollen. Sie glauben, treue evangelische Christen zu sein und dienen thatsächlich den Tendenzen Roms. Wo bleibt dann die Einheit und die fortschreitende Bewegung der evangelischen Kirchengeschichte? Ihre wertvollsten Errungenschaften im vorigen Jahrhundert, die unstreitig im Pietismus vorliegen, werden dann rücksichtslos der katholischen Kirche preisgegeben, der damit eine innere Gegenreformation zugeschrieben wird, mit der verglichen die äußere ein Kinderspiel wäre.

Gerade im Blick auf die sozialen Notstände der kirchlichen Gegenwart ist es schwer begreiflich, wie man mit der Geschichte des Pietismus so verfahren kann. Luther hat seinem Volke ein sehr wertvolles Erbe hinterlassen, seinen Katechismus. Die klägliche elende Not des Volkes, das ohne religiöse und sittliche Erkenntnis dahinlebte „wie das liebe Vieh," hat ihn dazu „gedrungen." Dieses Hilfsmittels sollten sich die Pfarrherren bedienen, wenn sie nicht den Vorwurf auf sich laden wollten, billiger „Hundeknechte" als Pfarrer zu heißen. „Seelwärter" sollen sie sein, die die Menschen sorgfältig mit Hilfe

der katechetischen Unterweisung erziehen für die evangelische Kirche. In der That beginnt nun eine katechetische Bewegung in verschiednen deutschen Ländern, die, durch wohlwollende Fürsten gestützt und geregelt, in dem umfassenden „Informationswerk" Herzog Ernsts des Frommen von Gotha (um 1640), das auf weite Kreise hinausgewirkt hat, ihren Gipfelpunkt findet. Mitten im dreißigjährigen Kriege strebt er eine umfassende religiöse und sittliche Unterweisung des ganzen Volkes an, wobei es ihm auf „heilsamen Verstand und seligen Gebrauch der Wahrheit" ankommt. Allgemeine Hebung und Schulung des geistigen Lebens überhaupt soll dadurch erreicht werden, und die „Schwachen" soll man so nachsichtig als möglich behandeln. Vor allen Dingen verlangt der Herzog, daß dabei auf die praxis christiana gesehen werde, und es ist schön, zu sehen, wie es ihm allenthalben darauf ankommt, Mut und Liebe zur Sache zu erwecken. Der Tadel der Theologen hat ihn nicht irre gemacht. In diese bedeutsame Arbeit ist unter Speners Führung der deutsche Pietismus eingetreten. Bisher waren die Fürsten die Führer der Bewegung, die daher leicht als eine vom Staatsoberhaupt aufgenötigte erscheinen konnte. Nun sollen die Pfarrer in dieses große Werk eintreten und sich wieder als „Seelwärter" beweisen. Bisher kamen die Volksgenossen als Unterthanen in Betracht, denen man befiehlt, die man mit Polizeistrafe belegt; nun sollen sie als Gemeindegenossen in Betracht kommen, deren Freiwilligkeit man in Anspruch nimmt. So konnte echte christlich-evangelische Frömmigkeit erwachsen. An der Lösung dieser Aufgabe haben die edelsten und besten Männer gearbeitet, von Spener, Francke, Andreae, Comenius an bis in das Zeitalter Friedrichs des Großen hinein. Was hier vorliegt, ist eine vielleicht unscheinbare, aber doch gewaltige Kraftanstrengung des evangelischen Volkes, sich aus den entsetzlichen Zuständen des siebzehnten Jahrhunderts herauszuheben, um das Erbe seines Reformators zur Wahrheit zu machen. Daß sich an diese Arbeit alle möglichen katholischen Nachwirkungen herangedrängt haben, entwertet sie nicht im mindesten. Spener forderte wieder „Bildung des Herzens und des Verstandes." Eine große Anzahl Pfarrer trat für die gute Sache ein. Die Landesregierungen begannen sie zu fördern, während man freilich in gewissen Kreisen spöttelte: der Kurfürst von Sachsen habe einen Oberhofprediger gesucht und einen Schulmeister bekommen. Leider nur zu viele haben sich von dieser angeblichen Schulmeisterei zurückgezogen und nichts für die Hebung des christlichen Volkslebens gethan. Aber Spener und seine Gesinnungsgenossen arbeiteten weiter. Neue Katechismen entstanden, und aus diesen entwickelte sich allmählich die Katechese als „Religionsgespräch" über biblische Bücher. Man erkennt den Wert der biblischen Geschichte für die Volksunterweisung. Die theologische Fakultät Halle hat das unsterbliche Verdienst, diesen Gedanken der Volksunterweisung in seinem Werte erkannt und ihn in den Bereich der akademischen Lehrthätigkeit herübergenommen zu haben. Jena, Helmstedt, Göttingen, Tübingen folgten nach; auch den ärmsten Kindern des Volkes sollte die christliche Wahrheit nahe gebracht werden. Hunderte von Schülern Halles haben sich in den Dienst dieser Aufgaben gestellt. Man hat den Armen das Evangelium gepredigt!

Nach dem Tode der Führer erlahmte die Bewegung. Auch die Mahnungen von Männern wie Pfaff und J. G. Walch verschollen ungehört. Der religiöse Aufschwung, den der Pietismus gebracht hatte, nahte dem Untergang. Aber die angebliche Vornehmheit, die der Armen nicht gedacht haben soll, hat thatsächlich darin bestanden, daß die Führer der Bewegung alles aufgeboten haben, um auch die Aermsten und Schwächsten im Volke, Große und Kleine, auf dem Wege der Unterweisung zu evangelischen Christen zu bilden, ihr geistiges Leben überhaupt stark und kräftig zu machen. Was nützt alle Organisation der Armenpflege, wenn das nicht zuerst geschieht? Wenn man bei Spener liest, wie er sich darum bemüht, daß niemand bei der Unterweisung seiner etwa unvollkommnen Antwort wegen zu verlachen sei, sondern daß man, wenn die Antwort nur „auf einigen, nur ein wenig leidlichen Verstand gezogen werden kann, denselben zur Entschuldigung zeigen und die eigentliche Antwort selbst hinzu thun solle," um die Leute beherzt zu machen, ihnen

Mut einzuflößen; und wenn man von Kant erfährt, daß Aufklärung nichts anderes sei als sapere aude (Habe den Mut, dich deines eignen Verstandes zu bedienen); wenn man endlich auch einen aus der Reihe der deutschen Fürsten, Friedrich den Großen, im Blick auf den vornehmen, zwar nicht Welt-, aber Menschen verachtenden Luxus jener Zeit erklären hört: „Sage man, was man wolle, ein Mensch ist kostbarer als alle Ananas der Erde, — das ist die Pflanze, die man kultiviren muß, die alle unsre Sorgfalt und Arbeit verdient, weil sie den Schmuck und den Ruhm des Vaterlandes bildet," da sieht man wohl in einen festen und großen Geschichtszusammenhang hinein von den Tagen Luthers an bis in die Tage Kants, und in diesen ein großes Bemühen der Besten im Volk, dieses gerade in seinen Armen und schwachen Gliedern geistig zu heben, ihm das Evangelium zur Lebensmacht werden zu lassen und es allmählich auf die Höhe empor zu heben, zu der der große Reformator, den die Not des Volkes trieb, den Weg gebahnt hat. Kultur und Christentum hat man dabei nicht auseinandergerissen. Die katholischen Nachwirkungen, die etwa mit unterlaufen, sind Nebensache. Der Pietismus ist es gewesen, der die von Luther durch die Herausgabe seiner Katechismen gestellte Aufgabe ergriffen und zu lösen versucht hat; er hat überhaupt erst wieder das Christentum den Bürgern und Bauern ins Haus gebracht. Wenn man der Klagen gedenkt, die Luther über die Zuchtlosigkeit seiner Anhänger ausgesprochen hat, und sich daran erinnert, in wie anerkennender Weise er die Kirchenzucht der böhmischen Brüder beurteilt um ihrer volkserhaltenden Kraft willen, da darf man wohl annehmen, er hätte sich gefreut über solche Arbeit.

Seit 1697 begann der sächsische Hof jenen berüchtigten Charakter anzunehmen, den ihm August der Starke aufgeprägt hat. Es ist nicht wunderbar, wenn ein Christ wie Zinzendorf nicht sowohl Ekel vor dem Staate, als vielmehr vor dem Staatsdienst an diesem Hofe empfand, und es wird immer eine der merkwürdigsten Wirkungen des Spenerschen Pietismus bleiben, daß unter seinem Einfluß aus dem damaligen sächsischen Hofadel, dem der Typus starker sittlicher Verkommenheit aufgeprägt war, ein Mann hervorging, der den Gedanken von der Notwendigkeit einer christlichen Gemeindebildung vertrat.

Zinzendorfs Ueberzeugung zufolge gelangt eine große religiöse Bewegung, wie der Pietismus eine solche war, nie zu bleibender Einwirkung auf das Volk, wenn sie nicht organisirt wird. Damit giebt er den Zweck an, dem seine Gemeindebildung dienen soll. Er dachte ursprünglich nicht daran, neue, besondre Gemeinden zu bilden. Indem er in die katechetische Bewegung der Zeit eintrat und durch Schriftenverbreitung und andre Mittel auf das Volk in der Lausitz einzuwirken suchte, hat er zu gleicher Zeit in der auf seinem Gute sich bildenden Ortschaft Herrnhut eine Gemeindeorganisation durchgeführt, mit der eine vollständige Ordnung der Arbeitsverhältnisse, der Armen- und Krankenpflege verbunden war.

Zunächst handelte es sich um ein Filial der Gemeinde Berthelsdorf, aus dem aber eine selbständige Gemeinde werden sollte. Fünfzehn Jahre seines Lebens hat er dieser Arbeit gewidmet und dabei bewiesen, daß er vortrefflich wußte, was ein bürgerlicher Beruf ist. Die mährischen Auswandrer, die zumeist, aber keineswegs ausschließlich die Einwohnerschaft des Ortes bildeten, hat er zu tüchtigen Bauern und Bürgern gemacht und, was noch mehr sagen will, zu rechtschaffenen Christen. Katholiken waren sie zwar nicht. Schon ihre Vorfahren hatte Luther 1540 die Reformatoren Böhmens genannt und ihre Kirchenzucht rückhaltlos anerkannt. Ihre Nachkommen hatten in stetem Kampf mit dem Katholizismus gestanden; die Zinzendorf aufnahm, waren Pietisten in der Weise des Pfarrers Johann Adam Steinmetz in Teschen. Zinzendorf hat es verstanden, ihre mystischen und im üblen Sinn pietistischen Neigungen zu bekämpfen und sie zu evangelischen Christen zu machen. Darüber hat ihm Ernst Valentin Löscher ein vollgiltiges Zeugnis ausgestellt. Er hat hier in der That im Zusammenhang mit der Ausgestaltung des Gemeindelebens die soziale Frage gelöst. Ein Kloster war dieser Ort trotz allen klösterlichen Formen nicht. Die Männer waren in ihrem Handwerk thätig, und die Frauen arbeiteten vielfach im Winter im Dienste der Tuchfabrikation des benachbarten

Bernstadt; im Sommer übernahmen sie die Feldarbeit auf den umliegenden Dominien, wo man sie wegen ihrer Zuverlässigkeit hochschätzte. Denn sie waren gewöhnt, die tägliche Berufsarbeit als Gottesdienst anzusehen. Wer Zinzendorfs Seelsorge unter ihnen kennt, wird das verstehen. An eine Lostrennung von der Kirche hat Zinzendorf damals nicht gedacht. Er bezeichnet es vielmehr als Möglichkeit, daß eine jede lutherische Gemeinde mit viel geringerm Aufwand von Kräften, als sie ihm zu Gebote standen, eine wirkliche „Gemeine" werden könnte.

Man hat diese seine Arbeit damals fast ausnahmslos verdächtigt und verspottet. Hätte man seinen Gedanken von seiten der Kirche erfaßt und ihn nach Abstreifung der örtlich bedingten Formen verallgemeinert, wäre die Kirche selbst gemeindebildend vorgegangen, indem die Geistlichen sich als richtige „Seelwärter" im Sinne Luthers bewiesen hätten, so wäre es zu einer besondern Brüdergemeine voraussichtlich gar nicht gekommen. Niemand wäre bereit gewesen, in sie einzutreten. Man wäre geblieben, wo man war, und hätte sich glücklich gefühlt. Die Kirche hätte dann nicht nötig gehabt, sich über neue „Klöster" zu beklagen. Aber jene Zeit hatte unter ihren Theologen wohl nicht einen einzigen, der erklärt hätte: „Das, was uns fehlt, sind Gemeinden, vor deren religiöser und sittlicher Autorität der Einzelne zu seinem Heil sich beugt" (E. Sulze). Herrnhut war eine solche Gemeine, das wird kein Kritiker je aus der Welt schaffen! Warum ist es trotz der von Zinzendorf gegebnen Anregung doch nicht zu einem allgemeineren Verständnis seines Gedankens der Gemeindebildung gekommen? Mit dieser Frage soll sich der dritte Artikel beschäftigen.

Bernhard Becker

Heinrich Thiersch

2. Religiöse Ueberzeugung*)

In Martensens Selbstbiographie finden wir über Heinrich Thiersch ein sehr anerkennendes Urteil, das in folgende Worte ausklingt:

> Daß ein solcher Theologe, welcher Gegenstand meiner Bewunderung war, zum Irvingianismus übertrat, mußte mir ja vor dieser Richtung Respekt einflößen, und ich stand dem psychologischen Rätsel gegenüber, wie ein Mann von der Bedeutung eines Thiersch darauf eingehen konnte. Ich vermag es nicht zu lösen, wenn sich auch vielleicht anführen läßt, daß er in früher Jugend sich dieser Richtung anschloß und für das ganze Leben diese Verbindung schloß, unlösbar, wie einen Ehebund.

Dem stimmt doch auch Luthardt zu, wenn er in seinen Lebenserinnerungen sagt:

> Es wird stets unbegreiflich sein, wie ein so tief gegründeter Christ und Theolog wie Heinrich Thiersch von solchen Phantastereien und Aeußerlichkeiten sich hat gefangen nehmen lassen können, wenn man nicht wüßte, daß es auch eine unrichtige Unzufriedenheit mit den Wegen Gottes in der Geschichte und mit den geringen Tagen der Gegenwart giebt, und einen falschen Hunger nach besondern Erweisungen Gottes, der dann auch thörichte Menschengedanken für neue Offenbarungen und für Speise des ewigen Lebens hält.

Ohne Zweifel ist es ein interessantes Problem, wie Thierschs Uebertritt zum Irvingianismus sich erklärt, und ein Problem wird das auch bleiben, denn jede Aeußerung einer wirklichen Ueberzeugung führt uns rückwärts auf einen geheimnisvollen Pfad, der sich für uns endlich im Dunkeln verliert. Dennoch hoffe ich im Folgenden ein wenig mehr zum Verständnis jenes Schrittes anführen zu können, als die Jugend und die Unzufriedenheit und Ungeduld von Thiersch, welch letztere selbst wieder eine Frage in sich schließen, wie diese nämlich in ihm haben so mächtig werden können. Auch Wigand, Thierschs Biograph, geht auf dieses Problem ein, und was er vorbringt, verdient entschiedne Beachtung. Indessen ist für ihn, den Irvingianer, der Schritt von Thiersch etwas Selbstverständliches, da sein Hauptargument in der Göttlichkeit der apostolischen Sache liegt, der sich der ernstgestimmte Thiersch in Demut gebeugt hat. Wir werden uns dabei nicht beruhigen können.

Thiersch war Idealist und hatte die Krankheit der Idealisten, die Schwermut. Beides war ihm gewissermaßen schon in die Wiege gelegt. Unter idealen Verhältnissen wuchs der Knabe auf, ideale Verhältnisse erwartete er im Staat, in der Kirche, in der ganzen christlichen Gesellschaft. Statt ihrer findet er das Gegenteil. Ihm war es heiliger Ernst um sein persönliches Christentum und ebenso um die wirkliche Christlichkeit der christlichen Kirche. Sich mit dem Bestehenden gedankenlos abfinden, schien ihm Leichtsinn, und den Anwandlungen des Verzweifelns an dem Bestehenden konnte er keine gesunde Glaubensfreudigkeit entgegenstellen.

Dazu lag ihm der Hang zur Schwermut in Fleisch und Blut. Schon als Knabe zeigte er einen melancholischen, düstern Zug in seinem Wesen, der durch das Fußleiden, das ihn an jeder jugendlichen Fröhlichkeit hinderte, nur noch verstärkt wurde. Aus seiner Studentenzeit haben wir das Selbstbekenntnis:

> Mein Hang zur Einsamkeit und zur Schwermut war so groß, daß ich von den zahlreichen Freunden, welche das gastliche Haus meines Vaters besuchten, wenig gewahr wurde.

Als er in Erlangen die Verbindung der Uttenreuther hatte gründen helfen, und das jugendliche Gemüt eben doch zu Zeiten in ausgelassener Fröhlichkeit durchbrach, hat er sich darüber nicht anders trösten können, als mit dem Austritt aus dieser Verbindung. Der Brief, worin er seinen Entschluß den Brüdern mitteilt, ist zu bezeichnend, als daß er nicht wenigstens in seinen Hauptstellen hier Platz finden müßte:

> Ich bin willens, aus euerm äußerlichen Vereine auszutreten. Ich gedenke heute, wovon ich gefallen bin. Längst fühle ich in mir eine Macht des Leichtsinns, welche sich mit dem Wandel eines Christen nicht verträgt, der in der Furcht und Liebe des Herrn auf die Stunde seiner Zukunft geführt werden soll. Mein Herz aber ist so wenig frei von der Lust am vergänglichen Wesen dieser Welt, daß ich an Vergnügungen und Zerstreuungen, die andern, kindlicheren und einfältigeren Seelen nicht gerade schädlich sein mögen, nicht teilnehmen kann, ohne jenen sträflichen Leichtsinn zu verstärken, wie ihr denn selbst an mir wahrgenommen habt.

Dieser Pietismus krankhaftester Gestalt hätte nun wohl überwunden werden können, wenn Thiersch — und hiermit ist der für sein Leben entscheidende Punkt bezeichnet — ein wirklich richtiges Verständnis Luthers und der Reformation gefunden hätte, wenn ihm seine Umgebung dazu behilflich gewesen wäre. Aber beides war nicht der Fall. Statt in eine gesunde christliche Umgebung geriet er einmal in Tübingen schon in den Kreis der Konventikelchristen, sodaß er bald den Namen eines „unwissenschaftlichen Pietisten" trug, dann aber verschärfte sein Basler Aufenthalt die krankhafte Art in ihm nur noch mehr. Wir haben uns unlängst erst in unserm Blatte von Spittlers Pietismus erzählen lassen,*) unter dessen Leitung und Einfluß Thiersch ja arbeitete. Wir haben dort gehört, in wie weiten Kreisen damals der Gedanke an die nahe Wiederkunft des Herrn bewegt wurde, und wie hoffnungslos man die Gegenwart und die Zukunft ansah. Auch Vater Zeller, in dessen Haus Thiersch fleißig aus- und einging, war Chiliast und Pietist, ein Gesinnungsgenosse Spittlers. Dazu kam, daß gerade diese pietistisch-orthodoxen Kreise, dem Gefühl der Wahlverwandtschaft folgend, eine lebhafte Zuneigung zu mild gerichteten Katholiken und lebendigen Verkehr mit ihnen pflegten, woraus die Hoffnung auf baldige Wiedervereinigung der beiden feindlichen Kirchen erwuchs.

Das alles nun sind Gedanken, die schon früh bei Thiersch lebendig waren, die durch diese Einflüsse nur verstärkt werden konnten. Aber während jene pietistischen Kreise den krankhaften pessimistischen Zug in ihrer Stimmung unter den praktischen Aufgaben, die sie sich gesteckt hatten, mehr vergaßen und dadurch wieder mit dem Leben sich aussöhnten, führte Thierschs Beruf ihn nur tiefer in die Reflexion hinein, und indem er vergangne Zeiten der Kirche, vor allem die Urzeit mit der Gegenwart verglich, konnte seine hoffnungslose Stimmung nur genährt werden. Dazu befand er sich in einem Wirkungskreise, dessen Früchte sehr langsam reifen, und der ein hohes Maß von Geduld erfordert. Die freundliche Stellung zur katholischen Kirche war ihm durch das Leben mitten unter katholischer Umgebung und unter Männern wirklich milder, versöhnlicher Richtung geradezu selbstverständlich geworden. Und wie es uns immer geht, daß wir über dem Nächstliegenden leicht das Fernere aus dem

---

*) Wegen Raummangel verspätet. Vgl. Nr. 27, Sp. 624. D H

*) Vgl. vor. Jahrg. Nr. 34, bes. Sp. 682.

Auge verlieren, oder es wenigstens wesentlich verkleinert erscheint, so sah Thiersch wohl die hierarchischen, auf Weltherrschaft zielenden Bestrebungen in der katholischen Kirche, aber da sie damals nicht in seiner unmittelbaren Umgebung schroff hervortraten, verloren sie für ihn das Gewicht und den Ernst.

Ferner kommt hinzu, daß Thiersch einen gewissen Zug zum Mystischen und Außerordentlichen besaß, wie er denn schon in seinen Habilitationsthesen eine Lanze für die Mystiker gebrochen hatte.

Bei alledem ist es nicht verwunderlich, daß auf Thiersch in seiner innern Vereinsamung die erste Berührung mit der Irvingianischen Sekte nicht ohne Eindruck blieb.

Ich faßte Vertrauen zu seinem Charakter als Christ, ich fand mit Freuden große Uebereinstimmung in unsern Ansichten,

so lautet sein Urteil über William Caird, den ersten Irvingianer, dem er sich gegenüber sah (1842). Und dann fährt er fort:

Je mehr mir das Bild der alten christlichen Kirche klar wurde, desto deutlicher erkannte ich auch die Verirrungen und den Abfall der Gegenwart. Die Hoffnung, von der die Christen der ersten Jahrhunderte erfüllt waren, daß nach solchen Kämpfen das Reich Christi in sichtbarer Herrlichkeit aufgerichtet werden wird, diese Hoffnung, welche in der Gegenwart bei so vielen Christen neu belebt wird [mit diesen Worten deutete Thiersch selbst auf die ihm nahestehenden pietistischen Kreise], die auch mein Lehrer Krafft und mein Freund Schaden festhielt, bildete für mich den lichten Morgenstern in dem Dunkel der Gegenwart. Alles dieses fand ich tiefer begründet und klarer ausgesprochen, als ich es vermochte, in einer englischen Denkschrift an die Vorsteher der Christenheit, welche mir William Caird mitteilte. Ich nahm sie nach Erlangen mit und machte, um sie gründlicher zu studiren, meine erste Bekanntschaft mit der englischen Sprache. Daß eine solche Einsicht und Gesinnung, wie ich sie hier kennen lernte, auf den Geist Christi und auf keinen andern zurückzuführen sei, war mir keinen Augenblick zweifelhaft. Im Lesen dieser Denkschrift und im Gespräch mit William Caird, der mich in Erlangen besuchte, bekam ich die Lösung großer Fragen aus den prophetischen Büchern der Schrift und aus der Kirchengeschichte, die mir sonst niemand hätte beantworten können, und hiermit war der Grund für eine weitere Stufe meiner theologischen Entwicklung gelegt.

Hatte Thiersch diesen Einflüssen erst einmal nachgegeben, so war er auf eine Bahn gedrängt, die ihn immer mehr in inneren Widerspruch mit seiner Stellung als akademischer Lehrer sowohl als auch als Glied der lutherischen Kirche führen mußte.

Zwei Seelen trug Thiersch in seiner Brust, die ihn in steten innern Zwist mit sich brachten. Er besaß zu viel protestantischen Geist, um katholisch, zu wenig, um auf lutherischem Boden wirklich heimisch zu werden. Denn, wem Zinzendorfs und Wesleys Gemeinden die edelsten Erscheinungen und die reinsten Ausprägungen des Protestantismus sind, der bekundet damit, daß an ihm der Kernpunkt evangelischen Christentums wirkungslos geblieben ist. So sehen wir denn Thiersch bis zu seinem völligen Anschluß an die Irvingianische Sekte in verhängnisvollen Unklarheiten über die wichtigsten, ihn praktisch berührenden Fragen seiner ganzen Wirksamkeit.

Da ist zunächst die Frage nach der Lehrfreiheit.

Zu meiner eignen Existenz als theologischer Dozent — so schreibt Thiersch 1842 an Professor Rattberg — ist mir Freiheit des Gewissens, Freiheit der Forschung und Freiheit des Lehrvortrags notwendig. Was ich für mich in Anspruch nehme, das gestehe ich auch andern zu; sonst müßte mich Egoismus und hierarchischer Wahn bethört haben. Nie werde ich streben, auf anderm Wege als auf dem der Ueberzeugung andern meine Ansichten beizubringen.

Die Verpflichtung auf die symbolischen Bücher erscheint ihm als unerhörte Engherzigkeit, als eine „das Gewissen bedrängende, die Forschung und den wahren Fortschritt hemmende Verpflichtung.“ Und das war es, was ihm in Erlangen die Aussicht so trübte, weil dort ohne sie auf eine Professur nicht zu rechnen war. Derselbe Thiersch aber kann in seinen „Vorlesungen“ schreiben:

Der Nerv dieser Entzweiung [in der protestantischen Kirche] ist das, was wir freie Wissenschaft nennen. Unter diesem schönen Namen ist es teils halbchristlichen, teils entschieden nichtchristlichen Denkweisen, die eigentlich gar nichts mit der Kirche Christi zu schaffen haben, gelungen, sich als protestantische Theologie auf Kathedern und Kanzeln geltend zu machen. Das lange Fortbestehen eines so schreiend unnatürlichen Mißverhältnisses ist unmöglich.

Oder eine andre Aeußerung:

Die Widersprüche in den Ansichten der verschiednen Lehrer, von denen manche eine anregende Wirkung sich versprechen, verursachen nach

meiner Beobachtung noch mehr geistige Abstumpfung und eine Verzweiflung an der Wahrheit und ihrer Erkennbarkeit, welche zum Verfall des wissenschaftlichen Geistes wesentlich beiträgt.

Ja selbst so weit konnte Thiersch sich hinreißen lassen, daß er vorschlug, gegen den Tübinger Baur einen Protest, von Tausenden unterschrieben, ins Werk zu setzen und so einen Druck auf die württembergische hohe Obrigkeit sowie auf die Tübinger Theologen auszuüben.

So kann Thiersch auf diesem Punkte zu keiner prinzipiellen Klarheit kommen. Er braucht selbst zu seiner Existenz die Lehrfreiheit, aber jeder Abweichung von der ihm als rechtgläubig erscheinenden Ueberzeugung möchte er sie entziehen.

Eng hängt hiermit die Frage nach der Bedeutung äußerer Autorität zusammen.

Gut evangelisch ist es, wenn Thiersch es sich als Aufgabe seines akademischen Wirkens steckt, die Studenten „auf den Standpunkt religiöser und wissenschaftlicher Selbständigkeit“ zu führen, „während bedeutende Männer in seiner Umgebung das Heil der Kirche von der Unselbständigkeit und Unmündigkeit ihrer Diener erwarteten und religiöse Ueberzeugung mehr auf vertrauensvolle Hingabe der »Kirche«, als auf wissenschaftliche Forschung begründen wollten, — eine Methode, bei der die Religiosität und Wissenschaft und die Kirche selbst leider nur verlieren kann.“ Aber es ist gut katholisch gedacht, wenn gleichzeitig Thiersch bekennt:

Ich kannte aus den Kirchenvätern eine Zeit, wo die christliche Kirche ohne Spaltung dastand und in ihrem Schoße die Güter vereinigte, welche jetzt an die getrennten Konfessionen verteilt erscheinen: feste Ordnung, Ueberlieferung und Autorität, gesunde biblische Lehre und strenge christliche Zucht.

Und pessimistischer kann niemand über die akademische Wirksamkeit urteilen, als Thiersch es thut:

So groß meine Liebe zum akademischen Lehramte ist, so darf ich es mir doch nicht verbergen, wie schwer es ist, Gott wohlzugefallen, und wie unmöglich, der Kirche aufzuhelfen mit einer Lehrthätigkeit, bei welcher das Allerwichtigste, das Thun der Gebote Christi, als Nebensache behandelt, nicht zur Grundlage gemacht, sondern nur illusorisch vorausgesetzt und somit alles auf Sand gebaut wird.

Vor allem aber stand Thiersch in vollem Gegensatz zur geschichtlichen Entwicklung der Kirche überhaupt. Sein mangelhaftes Verständnis reformatorischer Gedanken und seine katholische Grundstimmung trat darin deutlich zu Tage, daß er die Geschichte der Kirche als „natürlich“ bezeichnen und darum verwerfen zu müssen glaubte. Wohl gesteht er zu, daß die Kirche sich unter Gottes Leitung, besser Zulassung, zu ihrer jetzigen Gestalt entwickelt hat, aber ihm ist diese Entwicklung etwas durch und durch Unnormales. Die Kirche hat im Geist begonnen und im Fleisch geendet. Indem das apostolische Amt und damit die Geistesgaben erloschen, — warum dies geschah, giebt Thiersch nicht mit klaren Worten an —, sank die Kirche herab zu einem natürlichen Zustande, verlor ihre hohen Eigenschaften der Einheit, Heiligkeit und Katholizität. Bei dem Glauben an die Unsichtbarkeit der echten Kirche glaubt er sich nicht beruhigen zu können, obwohl er selbst immer wieder darin seinen Trost sucht. Sein Kirchenbegriff ist eine Fülle von Unklarheiten, und es bleibt jedenfalls ein Problem an Thiersch, wie ein so scharfer Kopf zu solchen Widersprüchen sich hat verführen lassen.

Diese innern Widersprüche waren auf die Dauer nicht zu tragen, sie drängten auf eine Katastrophe hin, und daß dies der offne Anschluß an die Irvingianer war, ist für Thiersch nur die normale Entwicklung gewesen. Was wir zunächst für einen unverständlichen Widerspruch in Thierschs Wesen halten, ist thatsächlich für ihn nur der Abschluß einer längst eingeschlagnen Richtung, ist ihm jedenfalls eine Art innerer Erlösung gewesen. Denn Unklarheiten, die dem akademischen Lehrer wie ein Alp auf der Seele liegen mußten, gewannen im Lichte der Irvingianischen Betrachtungsweise eine scheinbare Lösung, zum wenigsten waren sie innerhalb dieser zu ertragen. Wie er aus dem Pessimismus über die Gegenwart sich in die Zukunftshoffnung der baldigen Wiederkunft Christi rettete, so flüchtete er aus dem Labyrinth seiner eignen sich widersprechenden Gedanken in die Anschauungen der apostolischen Gemeinde. Hier fand er die Autorität, wonach er „lechzte,“ woran er sich halten zu können glaubte, müde von dem unruhigen Treiben seiner eignen Gedanken. Eine

so selbständige Art Thiersch an sich hat, so hat er dabei doch einen merkwürdigen Zug, sich anzuschließen, einen Hang nach Autoritäten. Daraus erklärt es sich, daß es ihm, dem Gelehrten, kein allzu großes Opfer kostete, sich dem Laienurteil zu beugen, war er doch von der Göttlichkeit dieser apostolischen Sendlinge überzeugt.

Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob Thiersch wirklich in seiner neuen Gemeinde das gefunden habe, was er gesucht; ja man hat oft behauptet, er habe innerlich auch von ihr wieder sich gelöst. Dies letztere ist jedenfalls unrichtig. Es liegen Zeugnisse von ihm vor, die an seiner Treue gegen die „apostolische" Sache nicht zweifeln lassen. Aber das scheint der Fall gewesen zu sein, daß die Erwartung der baldigen Wiederkunft Christi bei ihm sehr in den Hintergrund getreten ist, daß ihm überhaupt die dunklen Bilder der Gegenwart wie die Ideale der Zukunft mehr und mehr verblaßt sind. Denn seine ganze wissenschaftlich-litterarische Thätigkeit bekundet eine volle Anteilnahme an der Gegenwart und ruht auf der Voraussetzung einer ihr folgenden Zukunft. Ich glaube nicht, daß Thiersch in seinem Alter zu folgendem Erguß den Mut gefunden hätte, wie er am Anfang seiner irvingianischen Zeit ihm aus der Feder floß:

Die Kirche, ja die ganze Christenheit, ist Babylon geworden. Die Nationen der Getauften, — sie sind allenthalben voll Greuel, und der geistliche Stand beteiligt sich durch böse Sitten, durch falsche Lehren, durch Versäumnis der Zucht an diesen Greueln. . . . Noch ein Zeugnis wird an die ganze Christenheit erschallen, durch dessen Verwerfung wird sie ihren Babyloncharakter zur vollen Reife bringen, und dann wird der Herr durch seinen Knecht und Propheten den Befehl erschallen lassen: „Gehet aus von ihr, mein Volk"; bis dahin ist höchste Geduld und Liebe unsre Pflicht, jeder Christ muß an dem Ort, wohin er gestellt ist, noch arbeiten, so viel er kann.

Eine Frage drängt sich uns wohl bei der Betrachtung solch eines Lebensganges auf. Hat Thiersch recht, wenn er seinen Anschluß an die Irvingianer als eine Führung Gottes beurteilt? Sind wir nicht vielmehr mit dem Urteil bereit, daß er eine Verirrung war? Beides ist richtig. Nur daß wir das Irrige nicht allein in dem Anschluß an die apostolische Gemeinde finden, sondern in der ganzen religiösen Grundstimmung Thierschs einen krankhaften Zug feststellen mußten. Darauf führte ihn seine persönliche Anlage, wie der religiöse Einfluß, den er erfuhr. Aber nehmen wir Thiersch einmal, wie er war, so können wir ihm nur beistimmen und es als eine gnädige Fügung bezeichnen, daß er mit seinen Zweifeln und Widersprüchen in dieser Sekte Frieden fand, so weit dies möglich war. Und der Preis, den er dafür zahlte, war gewiß nicht zu hoch. Die apostolische Gemeinde wurde für ihn zur Zufluchtsstätte, denn schwerlich wäre er auf dem Boden seiner väterlichen Kirche zur Ruhe und zu einem gesegneten Wirken gekommen. Man faßt wohl seine Erstlingswerke ins Auge und ruft aus: Was hätte Thiersch der Kirche noch leisten können! aber man vergißt, welche Grundanschauungen damals doch schon in Thiersch lebten.

Und so scheint mir Thiersch selbst der schlagende Gegenbeweis gegen die von ihm so eifrig verfochtene These von der Notwendigkeit der äußern Einheit der Kirche zu sein. In der Mannigfaltigkeit menschlicher Anlagen liegt auch die Notwendigkeit verschiedner Richtungen und Gemeinschaften innerhalb des Christentums begründet, und in diesem Sinne hat das Wort Friedrichs des Großen volle Wahrheit: Jeder werde nach seiner Façon selig.

P D

Volksschule und Kirche

Auch eine soziale Frage*)

2. Die berechtigten Ziele und Ansprüche der Diesterwegschen Schule (Erste Hälfte)

Wir freuen uns, in dem Gerechtigkeitsgefühl, das uns zu dieser Untersuchung treibt, uns eins zu wissen mit zwei Organen, die von der Mehrheit der Lehrerversammlung aufs äußerste perhorreszirt werden. Der Reichsbote schreibt:

Wir müssen es wiederholt aufs schmerzlichste bedauern, daß die Regierungen den Lehrern gegenüber nicht so ihre Schuldigkeit gethan haben, wie es nötig ist. Wenn man so hohe Anforderungen an die Vorbildung, die Leistungen und die soziale Lebensgestaltung des Lehrers stellt, wie es die Regierungen thun, dann muß man auch die Besoldungsverhältnisse der Lehrer entsprechend verbessern und ihnen Dienste wie das Glockenläuten und Kirchenkehren abnehmen. Es ist ja freilich in der letzten Zeit manches zur Besserung geschehen, was gerechten Anspruch auf dankbare Anerkennung hat; aber warum giebt man die Verbesserung immer in der Gestalt von Zulagen, die immer als Gnadengeschenke angesehen werden? Gerade die wohlgesinnten Lehrer werden durch solche Zulagen den radikalen Lehrern gegenüber mundtot gemacht; warum nimmt man nicht endlich eine wirkliche Besoldungsreform vor, welche dem Lehrer eine sichere und feste, bessere Einnahme gewährt? Das Zulagesystem taugt überall nichts; es wird dadurch überall dem Radikalismus indirekt in die Hände gearbeitet, das ist die schlechteste Erfindung der Büreaukratie. Dadurch, daß man die berechtigten und aus der ganzen veränderten Stellung der Lehrer sich ergebenden Forderungen nicht rechtzeitig erfüllt hat, sind dieselben in die Hände der radikalen Agitatoren gefallen, die immer an diesen Besoldungsfragen einsetzen.

Und die im Sinne des evangelischen Schulkongresses unermüdlich und unerschrocken kämpfende täglich erscheinende Deutsche Lehrerzeitung, die wir trotz einem theologisch und politisch zu eng gefaßten Programme der Beachtung aller Gesinnungsgenossen warm empfehlen, schreibt in der letzten Nummer einer Serie von allerdings sehr scharfen, auch durch Parteilichkeit verschärften Betrachtungen über den achten deutschen Lehrertag:

Insofern mag auch der achte deutsche Lehrertag mit seinen bedauerlichen und besorgniserregenden Lebensäußerungen etwas Gutes haben, als er wohl dazu angethan ist, dem einsichtigen und verständigen Volksfreunde die Folgen der Unterlassungssünden zum Bewußtsein zu bringen, die auf dem Schulgebiet und besonders dem Lehrerstand gegenüber vorliegen. Allerdings dürfte gerade infolge dieses Lehrertages bei den andern Ständen die Willigkeit nicht zu-, sondern abgenommen haben, den Forderungen und Klagen des Lehrerstandes ein geneigtes Ohr zu schenken. Wir hoffen indessen, daß man sich bei einer so wichtigen Frage nicht durch Antipathie oder Sympathie wird bestimmen lassen, sondern daß man mit ganzem, vollem Ernst der Sache auf den Grund gehen und sich Rechenschaft darüber geben wird, wie es dahin hat kommen können, daß jene Geistesrichtung, die auf dem achten deutschen Lehrertage ihre Triumphe gefeiert hat, unter den deutschen Lehrern so gewaltig um sich gegriffen . . . Mit demselben Ernst, mit dem wir den unchristlichen Charakter des achten deutschen Lehrertags ins Licht gestellt haben, fordern wir nun auch, daß man christlicherseits sich dazu entschließe und nicht länger säume, alles das, was auch nur im geringsten der Unzufriedenheit, die sich unter den Lehrern findet, eine Berechtigung verleiht, aus dem Wege zu räumen.

Schlagend weist derselbe Schreiber den innern Zusammenhang der Kirchenfeindschaft vieler Lehrer mit dieser Unzufriedenheit nach:

Denn es ist eine alte Erfahrung . . ., daß man, unzufrieden mit den gegebenen Verhältnissen, von einer totalen Umwälzung derselben alles Heil erwartet, mit andern Worten, daß man sich von dem „Alten," dessen Mängel man kennt und Tag für Tag schmerzlich empfindet, mit immer größerm Unwillen abwendet und dagegen das „Neue," das noch nicht da ist und dessen Mängel einem noch verborgen sind, als ein Eldorado begrüßt, das man mit immer stärkerer Sehnsucht herbeiwünscht. Das „Neue" aber ist in unserm Falle die „Simultanschule," das „Alte" ist die „Konfessionsschule." Wir können auch sagen, das „Neue" ist „absolute Trennung von Schule und Kirche," das „Alte" „Schule und Kirche in enger Gemeinschaft." . . . Es ist das eine Thatsache, über die man nicht so leichten Herzens hinweggehen sollte, wie es zumeist geschieht, sondern durch die sich alle evangelischen Christen sollten bestimmen lassen, sich ernstlicher und eingehender, als es bis dahin geschehen ist, um die Verhältnisse auf dem Volksschulgebiete zu bekümmern und für Abstellung der vorhandnen Uebelstände Sorge zu tragen. . . . Warum wird denn in den antichristlichen Schulblättern alles aufgeboten, um die Unzufriedenheit der Lehrer zu schüren? . . . Mit der Unzufriedenheit der Lehrerwelt als Bundesgenossin erreichen die Männer der modernen Weltanschauung und des Unglaubens auf dem Schulgebiet ihr Ziel.

Indem wir uns nun daran machen, unserm Leserkreise über diese begründete Unzufriedenheit der Lehrer, die der Feindseligkeit gegen die Kirche Nahrung giebt, das Gewissen zu schärfen, können wir bei aller Dankbarkeit gegen die Nachweisungen der genannten beiden Organe doch nicht bei ihren mehr materiellen, mindestens greifbaren Reformwünschen stehen bleiben: die Unzufriedenheit der Lehrer hat auch ihre ideale Seite. Von dem Grundsatz Suum cuique und dem Bestreben, eigne Standesvorurteile und Spezialinteressen zurückzustellen, geleitet, versuchen

*) Aus Versehen ist der vorliegenden Abhandlung in Nr. 29 eine andre minder zutreffende Ueberschrift verblieben. Ebendort bedarf der Sondertitel des ersten Artikels einer genauern Fassung. Es muß heißen: „Der Charakter des achten deutschen Lehrertages," nicht „der achten Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung." Diese, eine freie Vereinigung von Schulmännern Deutschlands, hat mit den dort geschilderten Vorgängen nichts zu thun. D H

wir die Anschauungen der Diesterwegschen Schule ganz sich aussprechen zu lassen. Um so bestimmter werden wir dann auch den Standpunkt der christlichen Erziehungslehre wahren dürfen.

Am 29. Oktober dieses Jahres begehen die deutschen Lehrer die Feier des hundertsten Geburtstags ihres Altmeisters Adolf Diesterweg. Ja, ihres Altmeisters! Oder sollten wir, weil er dem geistlichen Stande wenig pädagogisches Verständnis zugetraut hat, ihm lohnen mit gleicher Verkennung? Sollten wir, weil er der Vorkämpfer einer im Sinne der Emanzipation von der Kirche fortschrittlichen Volksbildung war, seine Verdienste um die wahren Fortschritte der Volkserziehung verleugnen? Nein, das ist die erste berechtigte Forderung der deutschen Lehrerwelt, daß die christliche Welt, gebildete Laien wie Geistliche, sich mit ihr vereinige zur dankbaren Feier eines Mannes von pädagogischer Kraft und Talent, von zielbewußter und idealer Hingebung an die große Sache der Volksbildung, kurz eines Pädagogen von so unzweifelhaftem Beruf, wie er unserm Volke kaum so bald wieder geschenkt werden wird. Nachdem Raumer in seiner „Geschichte der Pädagogik" bei der einseitig negativen Beurteilung seines großen Gegners der menschlichen (und christlichen) Schwäche seinen Tribut gezahlt hatte, ist nun doch die Zeit gekommen für eine unbefangene Würdigung, wie wir sie z. B. in Schmids Pädagogischem Handbuch finden. Der Verfasser geht sogar so weit, zu bezweifeln, ob die Entsetzung Diesterwegs, eine Folge seiner modernen, agitatorischen Bestrebungen und der Gegenwirkung einer ängstlichen und engen Schulorthodoxie, nicht mehr Schaden als Gewinn gestiftet hat. Er unterscheidet gut zwischen dem großdenkenden Meister und den emanzipationssüchtigen Nachschreiern und bekämpft jenen mit ruhiger, sachlicher Entgegenstellung. Eine solche Auseinandersetzung ist nun auch erleichtert durch die Festschrift, die „einer seiner dankbaren Schüler," Ludwig Rudolph, unter dem Titel „Adolf Diesterweg, der Reformator des deutschen Volksschulwesens im neunzehnten Jahrhundert" veröffentlicht hat. Sie darf als das getreue Spiegelbild des Mannes in einer ideal gerichteten, durch Erfahrung und warme Religiosität gemäßigten Jüngerseele allen Lesern warm empfohlen werden.

Da empfindet man die gewaltige Anziehungs- und Begeisterungsfähigkeit eines Mannes nach, der ganz Energie und zielbewußte Strebkraft war, — trefflich wird dieser Eindruck erhöht durch das ausdrucksvolle Bildnis in Kupferstich —; da gewinnt man die Ueberzeugung, daß sein Ideal eines deutschen Lehrers eben darum so mächtig zündete, weil es nicht bloß seine eigne Seele ganz erfüllte, sondern in seinem Unterricht Gestalt und Wesen annahm. Was im Pädagogischen Handbuch über den „Wegweiser zur Bildung deutscher Lehrer" gesagt wird, gilt von seiner gesamten Schriftstellerei:

> Er stellt dem Lehrer in unterrichtlicher wie in erziehlicher Hinsicht, in Bezug auf sittliche Vervollkommnung und berufliche Fortbildung, auf sein Wirken in der Schule nicht allein, sondern auch in seiner Gemeinde die höchsten Anforderungen, und seine Worte packen und schlagen ein, weil sie zugleich Zeugnis davon geben, daß es ein Mann von strengster Wahrhaftigkeit und Selbstzucht, von ernstem Fleiß und Berufseifer ist, der seinen Lesern und Jüngern nur die Lasten auflegt, welche er selbst ganz und mit Freuden trägt.

Und wenn uns oft eine schulmeisterliche Breite, Mangel an Originalität und Formvollendung, ewige Wiederholung der großen Schlagwörter ermüdet, eine gewisse Verwandtschaft des herben, absprechenden, hochfahrenden Tones mit den alles besser wissenden Parlamentariern abstößt — wir müssen verstehen lernen, wie diese Mängel für die Lehrer ganz zurücktreten hinter den Eindruck der mutvollen, kernigen, unerschrockenen Persönlichkeit, die jeder Zeile ihren Stempel aufdrückt und mit offenem Visir jeden anfällt, dem sie Feindseligkeit oder Gleichgiltigkeit gegen die Ideale des deutschen Schulmeisters zutraut. Nun muß aber sein Auftreten in der Schule noch ganz anders einen „wahrhaft bezaubernden" Einfluß ausgeübt haben, eine nachhaltige Willensleitung, wie sie nur souveräne Beherrschung des Stoffes, verbunden mit absoluter Sicherheit und Freudigkeit der Darstellung, üben kann. Es war eben eine pädagogische Natur von genialer Kraft, wenn auch nicht Tiefe. Rudolph vermag diese Genialität in seiner konkreten Schilderung der drei Jahre in Diesterwegs Seminar zu voller Empfindung zu bringen; wir verstehen es, wie „die Ehrfurcht vor dem heiligen Berufe eines Jugenderziehers sich unmittelbar vom Meister auf die Schüler übertrug."

Ein zweites ideales Merkmal des Mannes ist seine Verwandtschaft mit Pestalozzi in der Hingabe an die Kindesnatur, im Vertrauen zur Güte der Menschennatur, im Glauben an die Erhabenheit der menschlichen Bestimmung. Wir werden weiterhin zu diesem Optimismus kritisch Stellung zu nehmen haben; wir müssen zunächst den ungemeinen Fortschritt betonen, den er im Erziehungswesen begründete. „Selbstthätigkeit im Dienste des Wahren, Guten und Schönen" als Ziel einer von innen heraus sich entwickelnden Charakterbildung, das war doch wirklich ein ungemein hohes sittliches Ziel gegenüber der bisherigen, von Rudolph drastisch geschilderten Praxis der Dressur und Stoffeinprägung, der „zopfsteifen Schultyrannei." Erregung der schlummernden Urteils- und Empfindungskräfte und Leitung derselben auf hohe Ziele des Individual- und bürgerlichen Lebens, „nach innern geistigen Gesetzen, naturgemäß," Kraftentbindung in der Richtung der Individualität, wie sie nur auf Grund eindringender Erfahrungsseelenlehre möglich ist — wir müssen diese Schlagwörter erst wieder lesen, ohne an ihren spätern Mißbrauch zu denken, um zu verstehen, daß sie wie Offenbarungen wirkten. Nun ist Diesterweg in alledem nur Schüler Pestalozzis, der schon die Wendung vom Stofflichen zum Formalen, von der bloß mitteilenden zur erziehenden Unterrichtung gab, ausgehend von der heiligen Ehrfurcht vor der Menschennatur; allein es ist Diesterwegs zweifelloses Verdienst, die vielfach unklaren, gestaltlosen Ideen des Meisters in methodischen Schriften zu lebensfähigen Prinzipien der Schulwissenschaft ausgeprägt zu haben. Und wenn auch die Herbartsche Schule vielfach mit tieferer Psychologie und feinerer Methodik demselben Zweck einer wissenschaftlichen Pädagogik diente — Diesterweg bewahrte sich den Vorsprung durch den eingeschränkteren Ausgangspunkt von der Elementarschule und durch die nie verlorene Fühlung mit der Lehrerwelt. So hat Diesterweg zumal auf dem Gebiete des Rechen-, Schreiblese-, Naturgeschichtsunterrichts, aber überhaupt auf allen Gebieten, die er je streifte, mit ebensoviel Folgerichtigkeit als sicherm Instinkt den Grundsätzen eines naturgemäßen, entwickelnden, bildenden Unterrichts zum Siege verholfen.

Er geht stets aus von der konkreten Anschauung, um selbstthätige Mitwirkung des Schülers und Anwendung des Gelernten auf Verwandtes zu sichern. Er fordert liebevolle Berücksichtigung verschieden begabter Individualitäten und sieht darum ab von einem buchstäblich einzuhaltenden, allgemein giltigen Pensum. Er unterscheidet klar die Elementar- (mit dem Kinde fortschreitende) und die wissenschaftliche Methode. Er verfolgt einen formalen Bildungs-, nicht bloß materiellen Belehrungszweck, weil „materielle Schulkenntnisse im Leben nur wenig verlangt werden, Umsicht und gesunder Menschenverstand dagegen auf keinem Gebiet entbehrlich sind." Er betont die Notwendigkeit eines lebensvollen, anregenden Unterrichts, um statt passiven Aufnehmens, mechanischen Einprägens, gedankenlosen Nachsprechens, vielmehr vermittelst freudiger Selbstthätigkeit selbständige Aneignung und Anerkennung des Mitgeteilten als Selbsterlebten und aus dem Schlummer Erweckten zu erzielen. Er will einen thätigen Unterricht: „Nicht viel lehren, aber viel thun." Er lehrt darstellen, von Vorstellungen zu ihren Zeichen leiten, und er verkündet stets die vortragende Lehrweise für historische und die des Wechselgesprächs für begriffsmäßig zu erfassende Stoffe. Er möchte endlich alle Kinder zu dem mehr auf Kraftentwicklung als auf Kenntnismitgabe abzielenden Unterricht heranziehen, eine Forderung, die er begründet mit den Worten:

> Nur bei dieser Art des Verfahrens ist eine freie Bewegung und allgemeine Beteiligung möglich. Die schwächern Naturen werden nicht zur Passivität verdammt, nicht als überflüssiger Ballast betrachtet, sondern es werden alle herangezogen, alle nach Möglichkeit gefesselt, es wird jedem Kind sein Recht zu teil. Es ist dies die Pädagogik des protestantischen Deutschlands.

Ueberschauen wir diese von Diesterweg nicht bloß proklamirten, sondern in seinen Schulbüchern durchgeführten Prinzipien, so können wir nur sagen: Wohl unsrer Volksschule, wenn

solche Grundsätze in begeisterten Lehrern Gestalt und Geltung gewinnen! Sollte die Kirche des Protestantismus nicht auch ihren Gewinn ziehen von der Erziehung des Volkes zu voller Urteilskraft und Energie des Denkens, zu bewußter Selbstthätigkeit? Sollte das Evangelium solcher Erweckung der Volksseele feind sein, da doch, wie Diesterweg betont, unser großer Meister, Jesus Christus (er druckt den Namen fett), auch unser Meister im entwickelnden, veranschaulichenden, zur Selbstbethätigung anregenden Lehrgespräch war?

Aber man wird mir einwerfen: das ist nicht der Brennpunkt seines Einflusses auf die Lehrerwelt, vielmehr seine Wirksamkeit als Vorkämpfer für die Standesansprüche der Lehrer, als Anwalt des Volksschullehrerstandes, als fortschrittlicher Abgeordneter und Oppositionsmann. Aber man darf auch hierin nicht den idealen Grundzug verkennen. Er betrachtete sich eben doch als einen Schüler Pestalozzis, der die schöne Aufgabe habe, „durch Bildung junger Lehrer ein Wecker der Volkskraft zu sein.“ In diesem Sinne begründete er 1827 die „Rheinischen Blätter,“ um der Hebung des Lehrerstandes zu dienen, ihm eine möglichst geachtete Stellung zu erringen, ihn innerlich zu heben durch Erhöhung seiner Bildung, äußerlich durch Befreiung von Druck und Geldnot. „Ueberzeugt, daß das Gedeihen des gesamten Unterrichtswesens von dem Gedeihen derer unzertrennlich sei, denen die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts anvertraut ist,“ erzog er seine Lehrer zu einem kräftigen, selbstbewußten Geschlecht mit freiem Verständnis für die Zeit und freiem Eintreten für die bessere Ueberzeugung. In diesem Sinne leitete er das berühmte Lehrerseminar zu Berlin. Wie wir schon zuvor sahen, erfüllte er die angehenden Lehrer mit einer hohen Meinung von der Bedeutung ihres zukünftigen Daseins für das gesellschaftliche Leben und die geistigen Interessen des Vaterlandes, mit einer ungemeinen Schätzung der volkspädagogischen Tragweite der didaktischen Kraft und Methode, mit einem Selbstvertrauen, das sich über die Vorwürfe der Unbescheidenheit mit dem Dichterworte tröstete: „Wenn ihr nur euch selbst vertraut, vertrauen euch die andern Seelen;“ erfüllte er sie mit jenem Hochgefühl, das den Missionar auszeichnet. Es war allerdings bezeichnend für ihn und eine gewaltige Neuerung, daß er den Jüngern Einblick in die Prüfungsakten gestattete:

> Sie sollen wissen, wie wir über Sie denken, damit Sie sich beim Eintritt in die praktische Thätigkeit von jedem Druck frei fühlen und nicht fürchten, daß eine geheime Macht über Ihnen waltet.

Er tauchte sie tief ein ins Studium der deutschen Klassiker: der hochfliegende Idealismus Schillers war Lebensluft des Seminars; er forderte von ihnen, auch für späterhin, reichliches Selbststudium, schuf dafür eine große Bibliothek, arbeitete aber zugleich der toten Bücherweisheit entgegen durch eine wohlgeleitete Debatte, die das Gelesene zu voller Klarheit und lebendigem Eigenbesitz wandelte.

Von der allergrößten Bedeutung für die Entwicklung eines Standesbewußtseins und idealen Ehrgefühls schienen ihm die Vereine und Versammlungen der Lehrer, die ihm als „die eigentliche Lebensluft des rechten Lehrersinnes“ galten. Wo er in einen solchen Verein eintrat, bildete er für wissenschaftliche und gesellige Unterhaltung den lebendigen Mittelpunkt, bis zuletzt frei von dem Dünkel der Ueberlegenheit gegenüber aufstrebenden Kollegen. Wir mögen ja die Richtung beklagen, die der da entwickelte Korpsgeist nahm, — aber daß Korpsgeist sich bildete, daß der Stand als solcher sich organisirte, ist ein notwendiges Produkt der Entwicklung aus Banausentum zu idealen Aufgaben. Uebrigens erwiesen sich diese Vereine als unersetzliches Ferment für die Hebung des Standes in pekuniärer und sozialer Hinsicht. Diesterweg war unermüdlich, — nicht zum Vorteil des eignen Geldbeutels; für sich lebte er genügsam — das Gewissen des Staates, der Gemeinden, der Nation zu erwecken für die würdige Lebensgestaltung der Volkserzieher. Rudolph bringt Beispiele dafür bei, daß das Nagen am Hungertuch gewiß keine leere Redensart, vielmehr die Aussicht darauf noch immer, selbst in der Provinz Brandenburg, Anlaß des Mangels an Bewerbern für Schulstellen ist. Man kann sich denken, wie Diesterweg da Eindruck machte, indem er schon den Seminaristen eine wenn auch kleine Remuneration für Unterrichtsstunden auswarf, um sie an Ansprüche zu gewöhnen, ohne deren Befriedigung er alle idealen Bestrebungen in der Luft schweben und hinsiechen sah. Er hatte im ganzen wohl recht, wenn es auch nicht unbedenklich war, die Schwächung der Strebkraft, die Fesselung an der Erde von den steten Nahrungssorgen herzuleiten. „Er würde bessere Gedanken haben, wenn es ihm besser ginge,“ und: „Armut und Dürftigkeit würdigen herab und machen verächtlich“ durfte er wohl anwenden auf den überkommenen Hunde- und Bettellohn, der den „Schulmeistern“ noch vielfach wird und sie zu Nebenverdiensten und Schacherei zwingt, ihnen auch die Karikirung im Volksmunde eingetragen hat. Erst nach seiner Entsetzung vergiftete der Groll zuweilen seine reine Entrüstung und gab ihm herbe und bittere Worte ein.

Er hat aber auch für die Hinterbliebenen der Lehrer gesorgt, mit seiner gewaltigen Agitationskraft den Pestalozziverein und sein großes Lehrerwaisenhaus in Pankow gegründet und sich damit in den Herzen des ganzen Lehrerstandes ein bleibendes Denkmal gesetzt. So können wir denn die Verdienste Diesterwegs als Anwalts der deutschen Volksschule zusammenfassen mit den Worten Helmut Meyers im Pädagogischen Handbuch:

> Es blieb sein Verdienst, daß ihm beides, die Stellung und Wirksamkeit der Schule, ihre Leistung für das gesamte Volkstum und die Stellung der Lehrer in pekuniärer und sozialer Hinsicht gleich sehr am Herzen lag, während viele, die sich seine Nachfolger nennen, in Vereinen und Zeitungen fast nur für das Letztere agitiren.
>
> Diesterweg will für den Lehrer etwas erreichen; aber er fordert auch viel, sehr viel von ihm: er verlangt vor allem, daß man kein fauler oder verfaulender Philister, daß man kein verbauerter Lümmel, kein kannegießernder Wirtshausheld, kein pietistischer Pinsel [!!], kein engherziger Egoist, kein verholzter Schulmeister und vieles andre nicht sei.

Sollte vielen Lesern noch unklar sein, warum wir in Vorstehendem, so ganz von unserm nächsten kirchlichen Interesse absehend, das Bild des Schulmeisters im Geiste seiner Verehrer nachzeichnen? Wir wollen uns dadurch wappnen, in der Beurteilung seiner Stellung zu Kirche und Autorität nicht vom Aerger zu weit getrieben zu werden. Denn, das sei zum Schluß betont: in seiner eignen bewußten Selbstbeurteilung und in allen seinen öffentlichen Zeugnissen war Diesterweg fern von aller Nichtachtung des Erziehungswertes der Religion, fern von aller Verkleinerung der Mannesgröße Jesu Christi, fern von aller Ueberhebung des Intellekts den Bedürfnissen des Gemütes gegenüber. Er betonte stets seine Ehrfurcht vor dem Christentum, er bekundete, nicht bloß wo man ihn beobachtete oder pro forma, lebendige subjektive Religiosität*); er redete von Christus stets in den Tönen demütiger Liebe und aus dem Wunsche, in allem sich als Jünger seines Geistes zu erweisen; er hoffte sogar dem Evangelium ganz besonders zu dienen, indem er durch das Prinzip der Anschaulichkeit und Selbstthätigkeit die toten Bekenntnisse auflöse in die lebendige biblische Geschichte; er meinte mit seiner „allgemeinen Religion“ nichts andres als das „Christentum Christi;“ im Sinne des Lessingschen Nathan war er ein aufrichtiger Christ. Wir empfehlen einer billigen Beurteilung aus der historischen Verursachung die Apologie des Christentums Diesterwegs, die sein Schüler S. 168 ff. versucht hat: man erkennt daraus ebenso die subjektiv wahre Ueberzeugtheit von eignem Christenstande wie die objektiv irrige Auffassung des geschichtlichen Christentums.

Wir werden später hierauf noch näher eingehen, bemerken aber hier schon, daß eine einseitige Auffassung des innigst verehrten Schleiermacher mit seiner Betonung des subjektiven Gefühls, mit seinem Entgegenkommen gegen die am traditionellen Kirchentum sich ärgernden Gebildeten seine Entschuldigung bildet. So konnte Diesterweg denn die Bedeutung der objektiven Wahrheiten der Religion und die Wichtigkeit des religiösen Gedächtnisstoffes völlig übersehen und doch die Ansicht mit Wärme vertreten, daß kein Kind ohne Religion erzogen werden könne, die zunächst ein Erzeugnis des Einflusses religiöser Umgebung, besonders also des Beispiels sein soll. So äußert er sich gelegentlich: „Das ist kein rechtschaffener Lehrer, der in der Schule

*) Vergl. das fast gleichlautende Urteil Geheimrat Schneiders in der Pädagogischen Encyklopädie.

seines Berufs nicht beten kann.“ So übertrug er die Behandlung des Religionsunterrichts in seinem „Wegweiser“ dem positiv gerichteten, von Palmer beeinflußten Vormann, der darin einen pietätvollen Biblizismus in einer pädagogisch lebendigen, anschaulichen und innerlich warmen Darstellung und Gruppirung darbietet. Auch auf diesem Gebiete also ist nicht bloß von den übeln Folgen der fortschrittlichen Pädagogik zu reden, wie es denn überhaupt weiser wäre, derartige große Erscheinungen nicht bloß vom Standpunkte des absoluten christlichen Zieles zu beurteilen.

Wir werden das nun auch in der Beurteilung der Diesterwegschen Schule zu vermeiden suchen. O B

Die drei für das Liebeswerk des Gustav-Adolf-Vereins vorgeschlagenen Gemeinden

3. Ranischau in Galizien*)

Ranischau hat erst unlängst ebenfalls unter Bewerbern um ein Liebeswerk gestanden, nämlich auf der 26. Jahresversammlung des österreichischen Hauptvereins zu Reichenberg am 30./31. August 1888 neben Ratiboř and Vöcklabruck. Berichterstatter war Superintendent Dr. Haase, und sein Bericht, den wir im folgenden wesentlich und großenteils wörtlich wiedergeben, entspricht, wie uns Herr Pfarrer Karl Freyler in Ranischau mitteilt, auch heute noch ganz den Verhältnissen.

Von der Bahnstation der galizischen Karl Ludwigs-Bahn Rzeszow gelangt man nach dreistündiger Fahrt zu Wagen in den Marktflecken Ranižów, an den sich in doppelter Häuserreihe die deutsche Kolonie Ranischau unmittelbar anschließt. Diese ist der Pfarramtssitz für 1026 auf einer Fläche von 80 Quadratmeilen zerstreute evangelische Glaubensgenossen. Von diesen entfallen auf Ranischau und Umgebung 302, auf die Filiale Steinau 617 und auf die Schulgemeinde Sulichow 107. Von jenen 302 Gemeindegliedern, als deren Wohnsitz wir nur sehr uneigentlich Ranischau bezeichnen dürfen, wohnen 28 Grundwirte und 2 Handwerker in Ranischau-Posemba, 5 Grundwirte in Wildenthal und Prsewratne und 2 Handwerker in Sokolow, während alle übrigen als Tagelöhner, Knechte, Dienstmägde auf 40 Quadratmeilen zerstreut in den Bezirkshauptmannschaften Rzeszow und Kolbuszow leben. Die Filiale Steinau mit 617 Seelen erstreckt sich über die Bezirkshauptmannschaft Nisko, welche 20 Quadratmeilen umfaßt, und die zur Schulgemeinde Sulichow gehörigen 107 Evangelischen sind in der Bezirkshauptmannschaft Tarnobrzeg gleichfalls auf 20 Quadratmeilen zerstreut.

Im Jahre 1782 durch Kolonisten aus Bayern, Württemberg, Hessen und Baden gegründet, zählte die Gemeinde Ranischau unter ihrem ersten Seelsorger Philipp Eberhard Kern über 2000 Seelen. Aber die Ungunst der Bodenverhältnisse — Ueberschwemmungen in den Niederungen und Flugsand in den höher gelegenen Gegenden — trotzte dem bekannten eisernen Fleiß der deutschen Kolonisten. Viele verarmten und zogen nach Rußland, um dort Urwälder auszuroden und so auf billige Weise Ackerland zu erhalten. Andre fielen der katholischen Propaganda anheim. Wieder andre sind verschollen. Die Uebriggebliebenen aber — nur noch die Hälfte der ursprünglichen Seelenzahl — kämpften den schweren Kampf ums Dasein mit dem Bewußtsein, daß ihnen, wenn nicht von auswärts kräftige Hilfe kommt, das bittere Los jener, die verloren gegangen sind, nicht erspart bleiben werde.

Und diese kleine zerstreute Schar erhält sich als Kirchengemeinde, erhält das Pfarrsystem und drei evangelische Schulen. Ihre Opferwilligkeit ist, wenn man bedenkt, daß jeder Steuerzahler außer Abgaben an Naturalien, Beiträgen zu Ostern und Kollekten 42 vom Hundert der direkten Staatssteuer für Kirche und Schule zu bezahlen hat, geradezu bewundernswürdig.

Die Gemeinde besitzt nur einige im Vergleich zu den schreienden Bedürfnissen völlig unzureichende Fonds.

Der Pfarrdotationsfonds beträgt (nominell) 2174 fl.

---

*) Vgl. Nr. 23: 1. Forchheim in Bayern und Nr. 27: 2. Sierakowitz in Westpreußen.

13 kr. Er soll den Pfarrgehalt, der in barem 150 fl. beträgt, erhöhen und in Mißjahren den Ausfall des Pachtschillings für die Pachtgründe (8 Joch) decken, der in guten Jahren 60 fl. erreicht. So besteht das Einkommen des Pfarrers also in guten Jahren in rund (aber nicht voll) 400 fl., wozu noch etwas Hafer, Holz und 25 bis 30 fl. Stolarien kommen. In schlechten Jahren würde der Pfarrer, den Ertrag aus dem Pfarrdotationsfonds mit inbegriffen, nicht ganz 230 fl. jährlich in Barem beziehen, wenn ihm das Staatspauschale nicht mit einer Unterstützung von 300 fl. zu Hilfe käme. Daß dieses Einkommen nicht darnach angethan ist, auch nur die bescheidensten und berechtigsten Bedürfnisse einer den gebildeten Ständen angehörigen Familie zu decken, liegt auf der Hand.

Die Gemeinde besitzt auch einen Pastorationsfonds. Dieser hat den Zweck, die Pastorirung der zerstreuten Glaubensgenossen zu ermöglichen, dann aber auch die Kosten für die Unterbringung armer Konfirmanden aus der Zerstreuung in Familien der Muttergemeinde wenigstens vier Monate hindurch zu bestreiten. Es wäre das dringend notwendig, weil nach den Angaben des Pfarrers jährlich sieben bis neun solcher verlassenen Konfirmanden der Gemeinde und Kirche verloren gehen. Aber die, wenn auch nur teilweise Erreichung dieses Zieles gehört einer sehr fernen Zukunft an, denn der Ranischauer Pastorationsfonds hat erst die Höhe von 15 fl. 42 kr. erreicht. Wie lange werden noch die armen Evangelischen in Sokolow ohne geistlichen Zuspruch bleiben müssen, wie viele Konfirmanden werden der Gemeinde noch verloren gehen, bevor der Fonds anfangen wird, ein seinem Zwecke entsprechendes Erträgnis abzuwerfen?

Auch ein Kirchenbaufonds ist vorhanden. Und der Neubau der Kirche wird immer dringender und ist eigentlich unaufschiebbar. Der letzte überaus strenge Winter hat dem alten morschen Kirchlein arg zugesetzt. Durch die zerrissenen Bretterwände peitschte der Sturm den Schnee, der sich nun auf Altar, Kanzel, Bänken in großen Massen lagerte. Er gab zwei große Wagen voll, als er dann weggeführt wurde. Im Frühling aber, als Tauwetter eintrat und der auf dem Dachboden angesammelte gefrorene Schnee ins Schmelzen kam, saß die Gemeinde während des Gottesdienstes im Platzregen, trotzdem auf dem Altar und rings um ihn Gefäße aller Art zum Auffangen des Wassers aufgestellt waren. Wie seines Kummers sich schämend, steht das ehrwürdige, gebrechliche Holzkirchlein auf dem großen Kirchenplatze in einer Ecke, versteckt hinter losen Pappeln, Linden und Fliederstrauchwerk. Und doch die Polen, die zu Hunderten auf der großen breiten Militärstraße durch Ranischau in die schöne, einige hundert Schritte entfernt liegende katholische Kirche vorüber wollen, suchen mit den Augen das kleine schiefe Kreuz auf dem Türmchen und entblößen ehrerbietig das Haupt. Mit 10000 fl. ließe sich ein Kirchlein mit 200 Sitzplätzen erbauen, aber der Baufonds beträgt erst 517 fl. 10 kr.

Der Lehrerdotationsfonds für Ranischau besteht in einem Kapital von 1000 fl. Durch seine Zinsen wird der Bargehalt des Lehrers von 58 fl. jährlich auf 100 fl. erhöht. Der Mann hat 4 Kinder, und 60 evangelische Kinder der Muttergemeinde finden dort ihren Unterricht, die Pflegestätte ihrer idealen Güter. Wie lange noch? Denn wenn das Schulhaus stürzt, wird wohl auch die Schule ein Ende haben. Der Aufenthalt in diesem Schulhause ist eine Gefahr für Gesundheit und Leben. Die Grundbalken sind verfault, die Wände morsch; die Thürstöcke haben sich gesenkt, die Fensterstöcke fallen aus den Holzwänden. Als es im vorigen Jahre anfing, in die Wohnstube zu regnen, wurden neue Schindeln aufs Dach geschlagen. Der Pfarrer meint: die Schule sähe aus wie ein Mensch im frostigen Winter mit einer neuen, warmen Pelzmütze auf dem Kopfe und zerrissenen Sommerschuhen an den Füßen. Wehe aber dem, der es wagen wollte, den Dachboden des Schulhauses zu betreten. Wenigstens hat die Lehrersfrau, als sie durch die morsche Decke des Schulhauses vom Boden in die Schule herabstürzte, reichlich davon erfahren. Mit 5000 fl. ließe sich die Schule bauen. Nicht ein Gulden ist vorhanden.

Ranischau errang denn auch mit 52 Stimmen (über Ratiboř mit 6 Stimmen und Vöcklabruck mit 5 Stimmen — jedes er-

hielt hundert Gulden) den Sieg. Aber Dr. Haase hatte schon sein Referat mit den Worten geschlossen: „Wenn Sie der Gemeinde Kanischau heute die große Liebesgabe geben, so werden Sie derselben zwar Mut und Vertrauen einflößen, nicht aber sie aus der Not reißen.“ Jene Hauptliebesgabe betrug nur 664 fl. 76 kr. Und so steht denn Kanischau wieder als Bewerberin da. H

Verschiedenes

(Warnecks offener Brief an Wißmann) wird, wenn diese Nummer zur Ausgabe gelangt, auf dem Büchermarkte erschienen sein. Es ist ein Büchlein von 48 Seiten geworden, die vier wertvollen Anhänge mit inbegriffen. Der Titel lautet: „Zur Abwehr und Verständigung. Offener Brief an Herrn Major von Wißmann, Kaiserlichen Reichskommissar. Ein Wort der Erwiderung auf seine Urteile über die Missionen beider christlichen Konfessionen. Von D. G. Warneck, Herausgeber der Allgemeinen Missionszeitschrift. Gütersloh, Bertelsmann.“ Wir dürfen voraussetzen, daß unsre Leser nicht unterlassen werden, die Schrift zu lesen. Sie ist so klar und ruhig, so sachlich und kundig, vor allen Dingen so gut evangelisch abgefaßt, daß es für Wißmann schwer sein wird, darauf zu antworten. Wir werden zu der ganzen Angelegenheit in nächster Nummer unsre nur zu lange zurückgehaltene Meinung sagen. Hier sei nur auf die vier Anhänge der Warneckschen Schrift noch ausdrücklich hingewiesen. In dem ersten wird die Ausbeutung der Wißmannschen Aeußerungen durch die ultramontane Presse und die völlige Bornirtheit (ein minder starker Ausdruck ist unmöglich) unsrer konfessionslosen Presse in Missionssachen an einem klassischen Beispiele aufgezeigt. Der zweite hält mit Dr. Schröder-Poppelow Abrechnung, jenem Mitgliede des Vorstandes der deutschostafrikanischen Missionsgesellschaft in Berlin, der die Wißmannschen Aeußerungen mit so lebhaftem Beifall begrüßt hat (vgl. Nr. 30, Sp. 710f.). Drittens und viertens folgen zwei sehr unterrichtende Aufsätze von Merensky und Zahn, der Kreuzzeitung und Weserzeitung entnommen, dieser besonders allen denen zur Einsicht zu empfehlen, die des Freiherrn von Gravenreuth Beschwerde darüber gelesen haben. R

(Rückgang des Katholizismus in England) Aus England kommen wundersame Berichte. Sind wir bisher daran gewöhnt worden, an eine Verromung des ritualistischen Hochkirchentums zu glauben, das sich beeile, einen Geistlichen nach dem andern an Rom abzugeben, so kommen jetzt die entgegengesetzten Dinge ans Tageslicht. Rom vermag seinen Platz nicht mehr zu behaupten; alle gegenteiligen, mit reklamenhaftem Geschick über den Kanal herüber abgegebenen Versicherungen werden an den Zugeständnissen, die die ultramontane Oberbehörde vor der Macht der Verhältnisse nicht mehr unterdrücken darf, zu schanden. Es ist unsern Lesern noch bekannt, daß ein Zweifel über den numerischen Rückgang der anglorömischen Kirche nicht mehr angängig ist. (Vgl. Jahrg. 1887, Nr. 9, Sp. 83 und Jahrg. 1889, Nr. 25, Sp. 493.)

Der Erzbischof von Westminster, Kardinal Manning, dem wir die großartigen Prophezeiungen von dem Tode des englischen Protestantismus, von der Vernichtung der Hochburg des Evangeliums verdanken, muß sich selbst in den von ihm geleiteten Organen, dem Tablet und dem römischen Amtskalender, Catholic Directory, zu dem betrübenden Eingeständnisse bequemen, daß die numerischen Verluste des Romanismus seinen Gewinn seit einer Reihe von Jahren erheblich übersteigen. Namentlich die Kinder, meint Manning, gehen ihm infolge des School Board-Systems in Massen verloren. Mit den Erwachsenen ist es nicht anders. In seinem Amtskalender von 1888 verzeichnet Manning für England eine Seelenzahl von 1354000 Katholiken, 1889: 1360000 und in der Ausgabe von 1890 — läßt er die Zahl ganz weg. Eine Jahreszunahme von sechstausend Seelen aber bezeichnet, wie man die Sache auch ansehen mag, einen ungeheuern Verlust. Der Verhältnissatz der allgemeinen Bevölkerungszunahme in England würde eine dreimal so große Vermehrung fordern (achtzehntausend Seelen); und der katholischen Einwanderung aus Irland, Frankreich, Italien, Belgien und Spanien gegenüber ist eine sogenannte „Vermehrung“ von jährlich sechstausend Seelen eine gar nicht nennenswerte Zahl. Darüber hat indessen für alle mit den Verhältnissen näher Vertrauten seit einer Reihe von Jahren eine Meinungsverschiedenheit nicht geherrscht. Berechtigtes Staunen aber erregen die Mitteilungen, die ein Pfarrer Bacon Philipps kürzlich in einer Londoner Kirchenzeitung machte.

Nach Philipps scheint sich eine neue katholische Bewegung vorzubereiten, die diesmal jedoch nicht die Richtung der vierziger und fünfziger Jahre von Oxford nach Rom, sondern von Rom nach Oxford nimmt und zu Wiederholungen der von Wiseman und seinen Leuten mit Jubel begrüßten klerikalen Sezessionswellen führt. Rom kann allem Anschein nach in England selbst seine Geistlichen vor den Verführungskünsten nicht mehr bewahren. Die römischen Priesterübertritte vollziehen sich gruppenweise. An Sezessionen Einzelner, hinüber und herüber, hat es ja nie gefehlt; sie liegen in der Natur der Sache, und wir werden ab und zu davon hören. Daß aber aus der jüngsten Vergangenheit gleich eine Liste von über zwanzig frühern katholischen Geistlichen gegeben werden kann, die ihre Kirche verlassen und dem Establishment sich zugewendet haben, wird als ein bedeutsames Zeichen konfessioneller Wandlung bezeichnet werden müssen. Meine Liste, bemerkt der Einsender, ist natürlich eine ganz unvollständige; sie wird von den Lesern leicht vermehrt werden können. Eine Angabe, an welchem Tage die Uebertritte erfolgt sind, fehlt; nach einigen, auch sonst wohl bekannt gewordenen Namen zu schließen, gehören sämtliche Konversionen den letzten Jahren an. Die Namen sind auch insofern von Interesse, als sie beweisen, wie stark der anglorömische Klerus unter dem Ausländertum leidet; von wurzelechten Anglikanern ist nur ein geringer Prozentsatz darunter; in Mannings Directory nehmen Iren, Franzosen und Italiener den breitesten Raum ein. Die exotische Pflanze vermag aber meines Erachtens im angelsächsischen Boden auf die Dauer nicht Wurzel zu schlagen. Leute, wie Newman, Faber, Wilberforce, Palmer haben durch die Macht ihrer Persönlichkeit manchen Engländer in den Bann Roms zu schlagen vermocht; die zahllosen Iren vom Schlage der Mac Ghees und Mc Swineys sind dem richtigen Engländer ein Gegenstand lächelnder Verachtung. Indessen auch auf sie scheint die protestantische Atmosphäre eine auflösende Wirkung auszuüben. Unter den zwanzig übergetretenen Priestern sind nach der Form der Namen vierzehn Ausländer (!). Die Liste enthält folgende Herren: Revv. John Croß; Edward Gianni-Edwards, jetzt Pfarrer in Landwake; John Francis Grandjean; Francis Moverley, jetzt als Hilfsarbeiter in Diensten des Erzbischofs von Canterbury; J. Percy Neville, jetzt Hilfsgeistlicher in Southwark, London; Charles G. Turner, gleichfalls Hilfsgeistlicher in Thurgarton; ferner (die Deutschen) Anton Leopold Becker, jetzt Hilfsgeistlicher und Lehrer an einer höhern Schule in Ipswich; John Schulte; sodann die Herren Mich. Angelo Camilleri, jetzt Pfarrer von Lyford; Peter Septimus Leonini, jetzt Geistlicher in Stockerton; Francis Felix Mazuchelli, jetzt Pfarrer in Felmersham; Genua Vincenzio, der 1883 vom Patriarchen zu Jerusalem zum Diakonus, 1884 zum Priester geweiht wurde und nach seinem Uebertritt (1888 ?) als Geistlicher in Clerkenwell, London, Anstellung gefunden hat. Es folgen Francis Hogan, jetzt Hilfsgeistlicher an Holy Trinity, Barking Road, London; John Bernard Mc Govern, Hilfsgeistlicher in Chorlton-on-Medlock; Donald Andrew Mc Kay; Thaddeus O'Callaghan; Patrik Phelan, zur Zeit als Pfarrer in Cartsdyke angestellt; Jules Xavier Willemaer (wohl ein Holländer), und die beiden, jetzt als Hilfsgeistliche in Guernsey angestellten Franzosen Constant Prospere Marie Poirier und Louis Napoléon Seichan.

Zu diesen zwanzig Konvertiten geistlichen Standes treten aus der allerjüngsten Vergangenheit noch hinzu 1. ein Kaplan des bekannten Marquis of Bute, des reichen schottischen Grundherrn, dessen Uebertritt die Zeitungen Anfang Juli meldeten; 2. Rev. M. L. Dumont, ein früher in Schottland (?) angestellter römischer Priester; 3. Rev. Mc Grath, der nach seinem Uebertritt eine Pfarrstelle im Norden Londons übernommen hat; 4. Rev. Thomas Connellan, früherer Priester in Athlone, der nach den letzten Meldungen in der Redaktion einer Londoner Zeitung Beschäftigung gefunden hat; endlich 5. Rev. W. E. Youngman, der im Jahre 1884 Priester war. Das sind mindestens zwanzig Namen, für die Rev. Philipps die Gewähr übernommen hat, und die mit solcher Bestimmtheit auftreten, daß an ihnen nicht wohl gemäkelt werden dürfte. Leider ist die allgemeine Phrase der Bann, der in sehr vielen kirchlichen Kreisen Deutschlands die richtige Würdigung der konfessionellen Sachlage in England verhindert. Sieht man den Thatsachen, wie sie sind, ins Gesicht, so versinken sehr viele protestantische Befürchtungen in wesenlose Schemen. B

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Cand. theol. sucht eine Stelle als Hilfsprediger. Nähere Auskunft erteilt Prof. D. **Loofs**, Halle.

Cand. theol., vor dem 2. theol. Ex., 1½ Jahr Hauslehrer, **sucht** bei bescheidenen Ansprüchen Stelle als Prädikant. Offerten sub **M. N.** an die Exped. dieses Blattes.

Die Expedition
kauft zurück:
gut erhaltne Exemplare der ersten beiden Vierteljahre des dritten Jahrganges (1889).

Cand. theol. (p. lic. conc. gepr. mit abs. Sem. Kurs.) **sucht** zu seiner Ausbildung Hilfspredigerstelle gegen freie Station. Off. erb. u. **B. R.** an die Exped. dieses Blattes.

Eine gebildete englische Familie sucht für einen jungen Mann von 20 Jahren eine gebildete deutsche Familie, die in einer Stadt wohnt. Man würde dagegen einen jungen Mann, welcher das Englische zu erlernen wünscht, in **Tausch** nehmen. Für nähere Auskunft wende man sich gefl. an Herrn **Grin**, Pfarrer in **Suchy**, Kanton Waadt (Schweiz).

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** ist erschienen:
Zinzendorf und seine Nachwirkung in der Gegenwart
nebst einem Anhang: **Die soziale Krisis und die evangelische Kirche**
Von **Samuel Eck**, Pfarrer in Rumpenheim
Preis 2 Mark

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig